

INHALT

Die Hochschülerschaft bekennt Farbe 4

Wirtschaft

Was edelt den Menschen? *Thomas Benedikter* 5
 Überlegungen zum informellen Sektor *Anton von Hartungen* 6
 Ein nicht diskutiertes Problem *Günther Baur* 8
 Ökonomie und Ökologie *Konrad Walter* 11
 Thesen zum Tourismus *Hermann Barbieri* 13
 Kampf um die Arbeitszeitverkürzung *Heinrich Zwischenbrugger* 19
 Neues vom Südtiroler Arbeitsmarkt *Heinrich Zwischenbrugger* 20

Politik

Viva la Crisi *Ulrich Ladurner* 21
 Friedensinitiativen in Südtirol - im Sand verlaufen *Thomas Benedikter* 24
 Dritte Welt Zentrum 26

Zeitgeschichte

Eine pädagogische Reise in die Vergangenheit *Wolfgang Obwexer* 27
 Ökonomie der Vernichtung *Florian Leimgruber* 31
 Die Verwirrungen des Zöglings K. *Leopold Steurer* 34

SH-Internia

Das was wir brauchen - JES-Südtirol meldet sich *Ulrich Ladurner* 37

Kultur

Ökonomie und Kultur *Andreas Feichter* 39
 Die Stunden der falschen Empfindung *Gabriel Grüner* 42

Reportage

Der Fall Pius Walder *Arthur Oberhofer* 43

Es schallen die Lieder

Bücher 49

n.c.k.sor: verrueckt will ich sein & bleiben (B. Sauer);
 Anita Pichler: Die Zaunreiterin (G. Maier; L. Paulmichl);
 Eugen Thurnher: Südtirol im deutschen Gedicht (U. Fischbacher);
 Gaismaier-Kalender 1987 (R. Drescher);
 Elmar Waibl: Ökonomie und Ethik (L. Steurer);
 Distel Nr. 3/86 (H. Batisti);
 Paul Marsoner: Die nächsten hundert Jahre (Th. Benedikter);
 Kontaktkomitee fürs Andere Tirol:
 Arbeiterbewegung & Sozialismus in Tirol (Ch. Kofler).

Handgeschriebenes 59
 Das letzte Wort *Gabriel Grüner* 60
 Promotionen 61

FOTONACHWEIS:

drei: fahrende skolasten; haben einen spaziergang durch wien gemacht & heinrich hochhuber hat die fotos auf den seiten 4 - 23, 39, 42 & 60 dabei geschossen; das foto auf seite 15 stammt von anton umbach (vorstopper, kaltern - l. amatschiliga); die fotos der seiten 23 & 25 stammen aus »alternative«; das foto auf s. 27 hat wolfgang obwexer gemacht, die fotos der s. 28, 29, 30 stammen aus 2 broschüren der reichsschule achern-rufach; das foto auf seite 32 stammt aus dem buch »konzentrationslager dachau«; das foto von s. 35 wurde dem »föhn« 6/7 entnommen; das foto der s. 40 haben wir aus der sondernummer »futurismus« der zeitschrift »alphabet«; das foto von s. 43 hat uns die »föhn« zur verfügung gestellt; das foto auf s. 42 hat arthur oberhofer gemacht, aus werner lindes buch »die walder jagd« stammt das foto von seite 45.

skolast, brg. u. verwaltung: südtiroler hochschülerschaft, 35100 bozen, waltberhaus, tel. 874614, redaktion: hannelore batisti, christoph franceschini, reinhold giovanni (alias A.A.A.R.G.H.), gabriel grüner, ulrich ladurner, alex maier, wolfgang maier, wolfgang obwexer, heinrich zwischenbrugger. gestalter des wirtschaftsteils: thomas benedikter, verantwortlich im sinne des pressegesetzes: walter fill. satz und layout: graphic line, bozen, danestra, 20A, tel. 979595. druck: coop, editrice nuova grafica CIERRE, verona, via beethoven 19. 4 hefte pro jahr. preis der einzelnummer: lire 4.000, abonnement: italien L. 11.500, österreich 8s 150, brd dm 19. konto der sh: postsparkasse nr. 10913595 - südt. landessparkasse, bozen, ag. l. nr. 114000 (bitte sh als begünstigte und skolast als einzahlungsgrund angeben). eintragung landesgericht bozen r.st.1/56, crafz vom 18.6.1956. die artikel geben die meinung der autoren wieder. die redaktion behält sich vor, unverlangt eingelangte manuskripte nicht abzu drucken.



Die Südtiroler Hochschülerschaft bekennt Farbe!

Ja, Ihr habt richtig gelesen; jahrzehntelang hatten sie alle darauf gewartet, daß wir endlich die Karten offen auf den Tisch legen würden. Befleckt hat man uns ja schon immer, & das Farbspektrum reichte vom zarten Rosarot bis hin gar zum penetranten Rosengartenglüh!

Genug! Wir haben die Nase voll!

Immer von denselben Schmierfinken mit rötlicher Farbe bespritzt zu werden!

Wir Ihr auf dem Titelblatt sehen könnt, wird ab heute rücksichtslos zurückgespritzt. Doch nicht so, wie es sich die Menschheit erwartet hatte, in sattem Rottönen — nein, wir haben auch Blau, Gelb, Lila & Grün auf Lager; hartnäckige Kritiker mit Brille behaupten gar, Schwarz und Braun auf manchen Titelblättern gesichtet zu haben.

Doch allein Farbe zu verspritzen ist nicht politisch, & politisch waren wir eh schon immer; deshalb steckt zwischen Papier & Farbe noch etwas anderes.

Benzin — nein wir wollen nicht für die Scheichs Werbung machen!

Zum einen brauchten wir das Benzin zur Farbverdünnung — was beim Melieren (laut Duden: mischen, sprengen) der Umschlagseite zu einigen schönen Erlebnissen der Matenden geführt hat! (Der Gesundheitsminister warnt: Benzin ist eine Droge.)

Zum anderen sind wir sicher, daß jeder von Euch eine alte Flasche daheim hat (am besten eignet sich eine Doppelliterflasche), & was man mit einer Flasche & einem bezingetränkten Skolastitelblatt anfangen kann, das wollen wir Eurer Fantasie überlassen.

So, das wärs! Vielleicht legt Ihr noch ein gutes Wort beim Christkind bei uns ein. Schöne Weihnachten noch & einen guten Silvesterrausch

wünscht

die Skolast-Redaktion



ACHTUNG: bei diesem Skolast handelt es sich um feuergefährliches Material. Man soll ihn deshalb nicht zu nahe an offene Feuerstellen oder gar unter den Christbaum legen!

Thomas Benedikter

WAS EDELT DEN MENSCHEN? DER PROFIT.

Sie heißen »Espansione«, »Espresso affari«, »Fondie«, »Investire«, »Class«, »Capital« und ähnlich, die höchstseriösen Magazine, die den Italiener allwöchentlich oder -monatlich mit guten Ratschlägen zum Anlegen seiner Lire versorgen. Auch Südtiroler Zeitungen hängen sich da mit Beilagen und Sonderausgaben für »Sparerkapitalisten« (Dolomiten) gerne an, und es ist nur eine Frage der Zeit, bis auch die Gewerkschaftsblätter, nach der »Unità«, dem Trend der Zeit folgen und in die Investmentberatung einsteigen.

Was an wohlklingendem Zeitschriftentitel, abseits von allem overstatement, bisher noch fehlt, ist »profit«, oder weniger elegant »profutto«, eine Größe, die im gewaltigen Finanzzirkus nun wirklich keine nebensächliche Rolle spielt. Doch seit es diesen Zirkus gibt, steht dieses Wort und das, was man dafür hält, in schlechtem Ruf. Was er ist, ist heute kein Thema mehr; der Streit geht gerade noch darum, ob er »zu hoch« oder »zu niedrig« liege, was dann für allerlei Ungemach verantwortlich gemacht wird.

Immer wieder wurde er für »zu hoch« befunden, Panzer und Bomben sollen ihm ihre Herstellung verdanken, und auch für die Leiden der Umwelt wird er bis heute noch haftbar gemacht. Erst in jüngster Zeit ist er aber wegen seiner unbestreitbaren guten Wirkungen rehabilitiert worden: ganz unabhängige Wirtschaftsjournalisten und ganz unbestechliche Politiker haben die Öffentlichkeit darauf hingewiesen, daß im Profit jene Kraft am Wirken ist, die Arbeitsplätze, also Gutes schafft. Und Cesare Romiti, oberster FIAT-Verwalter, bringt es auf den Begriff: »Der Profit ist der einzige vertrauenswürdige Maßstab industrieller und postindustrieller Leistungskraft. Nur der Profit edelt den Menschen« (Repubblica, 8. Juni 1985) und Romiti hat damit zwar nichts begründet, aber er kann sich immerhin auf die Sachgesetzlichkeit einer Ordnung berufen, in der ohne Profit nichts läuft, weil es eben auf ihn ankommt. Wer gegen den Profit was einzuwenden hat oder ihn ignorieren will, hält sich nicht an die Spielregeln. Als »Motor der Wirtschaft« gebührt ihm das Verdienst, bei allem das Entscheidende zu sein und als Gradmesser von lohnenden Geschäften gebietet er, daß sämtliche an-

dere Einkommen eben als Kosten behandelt werden. Daß dem Profit diese außergewöhnliche Rolle zufällt, ist weder dem lieben Gott noch der Natur zu danken. Wenn sich die einen nach ihm richten und ihren Reichtum vermehren, und die anderen, um von seiner Schaffung wenigstens leben zu können, so schulden sie diese marktwirtschaftlichen Rechte und Pflichten ihrem Staat. Der schützt mit »dem« Eigentum auch die Klassen, von denen er etwas Entgegenkommen erwartet: Die einen haben sich als Mittel des Eigentums zu bewahren, das die anderen haben. Das macht den Profit so nobel. Doch gibt es noch immer die unzufriedenen Nörgler, die dem Profit zwar allerhand menschenfreundliche Werke zutrauen, aber auch besorgt meinen, er sei manchmal »zu hoch« oder er würde »mißbraucht«, und sie bekritteln den unseligen Egoismus, der sich bei den Inhabern 12-stelliger Konten bemerkbar machen soll. Immerhin wird mit diesem »zu hoch« der Armut gedacht, die mit der Profitwirtschaft unweigerlich verbunden ist, oder der Millionen von Arbeitslosen, die weder vom Börsenkarusell, noch von den Konten in den Steuerparadiesen viel haben. Das friedliche Nebeneinander von Arm und Reich mag zwar moralisch zum Problem werden, ökonomisch ist es deshalb noch lange keins.

»Jetzt wo die Rezession vorbei ist und man glaubt, wieder was zum Verteilen zu haben, auch unter jeden, die nichts leisten, fängt man wieder mit den moralischen Einwänden gegen den Profit an, mit der Unterscheidung zwischen mäßigem, also erlaubtem Profit, und unmäßigem, also verdammenswerthem Profit. Der Profit ist edel, weil er neuen Reichtum schafft, Wohlstand, politische Freiheiten und bessere Lebensbedingungen. In unterschiedlichem Maß zwar für die einzelnen, aber eben für alle. Mac Luhan hatte recht: auf dem Raumschiff Erde gibt es keine Passagiere, die Besatzung sind wir alle« (Romiti). Ist somit geklärt, was »wir« auf dem Raumschiff Erde alles dem Profit zu verdanken haben, können die Kritiker, die den Profit mit moralischen Kategorien betrachten, sofort freisprechen. Denn den gewöhnlichen Gang der Geschäfte und ihrer »Sachzwänge« stellen solche Moralisten nicht in Frage und die Angriffe der Moral allein hat der Profit bisher ganz gut aushalten können.

Anton von Hartungen

ÜBERLEGUNGEN ZUM INFORMELLEN SEKTOR

Vorbemerkung

Es muß davon ausgegangen werden, daß sich das Angebot an Arbeitskräften in den nächsten Jahren deutlich erhöht, während der Arbeitskräftebedarf nicht in demselben Maße ansteigt.

Die Diskrepanz zwischen Angebot und Nachfrage nach Arbeitskräften wird sich trotz eines voraussichtlichen Wirtschaftswachstums (2 — 2,5 %) vergrößern. Über den Weg des Wirtschaftswachstums allein wird sich also das Problem der Arbeitslosigkeit nicht beseitigen lassen.

Wichtig ist daher eine aktive Arbeitsmarktpolitik der öffentlichen Hand. Eine Ausweitung und Aktivierung der Arbeitsmarktpolitik kann vor allem mit dem Hinweis auf die hohen Kosten der Arbeitslosigkeit begründet werden. Neben den individuellen Belastungen durch die Erwerbslosigkeit ergeben sich auch hohe Kosten für den Staat.

Die derzeitige Zersplitterung der Zuständigkeiten und Verantwortlichkeiten behindert aber eine aktive Beschäftigungspolitik. So ist es z.B. fast unmöglich, die beiden Themen »Beschäftigungspolitik« und »soziale Dienste« in der politischen Diskussion gemeinsam zu behandeln. *Es müßten aber neben den verschiedenen Wohlfahrtsverbänden neue Träger für die Durchführung von Maßnahmen im Bereich der öffentlichen sozialen Dienste gefunden werden.*

Selbstorganisierte Projekte fördern

Im Rahmen einer aktiven Arbeitsmarktpolitik der öffentlichen Hand können selbstorganisierte Projekte im sozialen Dienstleistungssektor verstärkt berücksichtigt werden.

Auf Grund der immer deutlicher werdenden Grenzen der traditionellen beschäftigungspolitischen Strategien müssen generell neue Wege in der Beschäftigungspolitik beschritten werden. Beispielsweise könnten die Arbeitsmarktprobleme einzelner Gruppen (vor allem Jugendlicher) dadurch verringert werden, indem selbstorganisierte Projekte eine Förderung erfahren, wobei man dadurch sowohl der steigenden Arbeitslosigkeit unter jungen Erwerbspersonen, als auch den veränderten Wertvorstellungen begegnen würde.

Derartig gezielte und offensive beschäftigungspolitische Programme müssen verknüpft werden mit einer Umorientierung und Aktivierung der *Arbeitszeitpolitik*. Eine Reduzierung des Angebots an Arbeitskräften ist sowohl über verkürzte und flexible Arbeitszeiten als auch über eine Anerkennung und Förderung von Tätigkeiten im sogenannten informellen Sektor zu erreichen.

Der »informelle Sektor«

Wie läßt sich der informelle Sektor abgrenzen und aus welchen Elementen setzt er sich zusammen?

Es gibt dafür unterschiedliche Begriffe: frei-gemeinwirtschaftlicher Sektor, autonomer oder dritter Sektor, Schattenwirtschaft, informelle oder Alternativ-Ökonomie, Selbsthilfe usw.

Zum informellen Sektor gehören also jene Tätigkeiten und Ökonomieformen, die weder im Rahmen eines profitorientierten Betriebs (Marktsektor) noch im Staatssektor errichtet werden. Es sind dies sowohl die Arbeit im Haushalt, ehrenamtliche Tätigkeiten in Vereinen, Verbänden, Bürgerinitiativen, Selbsthilfegruppen, aber auch Nachbarschaftshilfe, Garten- und Reparaturarbeiten, alternative Betriebe, Genossenschaften usw.

Es lassen sich drei verschiedene Bereiche abgrenzen:

- 1) die Haushaltsarbeit
- 2) die Wirtschaft »im Untergrund« (z.B. Schwarzarbeit)
- 3) die solidarische Selbsthilfe (alternative Projekte, Genossenschaften ...)

Diesen Arbeitssektor hat es immer schon gegeben, aber angesichts der aktuellen Strukturkrise auf dem Arbeitsmarkt und der Finanzkrise des Wohlfahrtsstaates wurde er »neu« entdeckt.

Neue Arbeitsmöglichkeiten

Für uns ist eine Abschätzung der Beschäftigungsmöglichkeiten in diesem Sektor interessant; dabei geht es im folgenden vorwiegend um diejenigen Formen kooperativer Selbstorganisation, die einen direkten Beitrag zur Reduzierung der Arbeitslosigkeit leisten können. Hierzu zählen vor allem die »neuen Selbständigkeiten«, die oft nur schwer von herkömmlichen Kleinbetrieben abzugrenzen sind, sowie Eigeninitiativen von Arbeitslosen, Genossenschaften, Alternativprojekte usw. Anzumerken ist, daß die beschäftigungspolitische Relevanz des informellen Sektors in dem Maße größer wird, wie sich die Arbeitslosigkeit erhöht und die traditionelle staatliche Politik an Wirkung verliert. Deutliche Zeichen in dieser Hinsicht sind schon seit einiger Zeit auch in Südtirol zu erkennen. So wird etwa die Mutterrolle wieder ideologisch aufgewertet, um eine weitere Ausdehnung der Frauenerwerbstätigkeit zu verhindern. Der informelle Sektor wird hier instrumentalisiert und zur Linderung der Krise auf dem Arbeitsmarkt ausgenutzt. Dieser vielfach durch Zwang hervorgerufene Bedeutungszuwachs von Hausarbeit, aber auch von Tätigkeiten in der »Grauzone« des Arbeitsmarktes hat zu einer Neubelebung informeller, oft ungeschätzter und schlecht entlohnter Arbeit geführt. Dies ist allerdings gesellschaftspolitisch äußerst bedenklich, da die Tätigkeiten nicht freiwillig aufgenommen werden, sondern auf Grund traditioneller Rollenzuweisungen bzw. äußerst beschränkter Arbeitsmarktchancen.

Förderung und rechtliche Absicherung

Eine Strategie der gezielten Ausweitung und Formalisierung des informellen Sektors muß dem gegenüber zuallererst die Wahlfreiheit und flexible Übergänge zwischen der Teilnahme am Arbeitsmarkt und informellen Tätigkeiten gewährleisten. Die Sphäre der informellen Arbeit muß ökonomisch und organisatorisch ausgebaut und zu einem offiziell anerkannten »Normalfall« nützlicher Tätigkeiten aufgewertet werden. Nur über eine gezielte, auch finanzielle staatliche Förderung und rechtliche Absicherung kann der informelle Sektor zu einer Reduzierung der Arbeitslosigkeit beitragen.

Eine zentrale Voraussetzung für den Erfolg dieser Strategie ist eine offensive Arbeitszeitpolitik. Durch verkürzte und flexible Arbeitszeiten ergeben sich wachsende Möglichkeiten für eine individuelle Kombination von Berufs- und eigeninitiierten Arbeiten und einem freiwilligen Wechsel zwischen den beiden Arbeitsbereichen.

Die größten Chancen haben selbstorganisierte Projekte im Bereich der sozialen Dienstleistungen. Dort gibt es bereits eine Vielzahl von Initiativen und es zeichnen sich neue Möglichkeiten ab (Betreuung und Pflege von Behinderten, Kranken und Kindern; alternative Bildungseinrichtungen, Frauenzentren, selbstverwaltete Jugendzentren, Heime usw.).

Handlungs- und Arbeitsprinzipien

Die meisten dieser Projekte orientieren sich — wenn auch mit unterschiedlicher Schwerpunktsetzung — an folgenden Handlungs- und Arbeitsprinzipien:

- nicht auf Profitlogik bezogen
- ganzheitliche Vorstellungen von Leben, Wohnen und Arbeiten
- Hilfe zur Selbsthilfe für gesellschaftliche Randgruppen
- gegen die gesellschaftliche Unterdrückung von Frauen

- Aufhebung der gesellschaftsspezifischen und rollenbezogenen Arbeitsteilung
- Praktizierung demokratischer Selbstverwaltung
- gesellschaftlich nützliches und befriedigendes Arbeiten ermöglichen
- Entspezialisierung und Funktionsrotation.

Eine Ausweitung des Angebots bietet sich schon deshalb an, weil die Arbeit in kleinen Gruppen effektiver und oft billiger ist als die traditionell bürokratisch erbrachten Dienstleistungen.

Gleichzeitig hat sich die Nachfrage für vorwiegend handwerklich hergestellte Güter aus alternativen Betrieben erhöht. Abnehmer dieser Produkte sind vorwiegend die »Neuen« Mittelschichten und Alternativzenten.

Oft bestehen fließende Übergänge zwischen der formellen Erwerbsarbeit und selbstorganisierten Tätigkeiten, die vielfach gleichzeitig verrichtet werden. Nicht wenige Projekte können überhaupt nur deshalb existieren, weil andere finanzielle Unterstützungsquellen zur Verfügung stehen. Diejenigen Projekte und »Neuen Selbständigen«, die ausschließlich vom Ertrag ihrer Produkte leben müssen, haben mit großen finanziellen Problemen zu kämpfen; ein anderer Teil der »Neuen Selbständigen« ist aus rein ökonomischer Perspektive ein formeller Teil der Wirtschaft. Sie unterscheiden sich jedoch von dem traditionellen Kleinunternehmen durch ihre anderen sozialen und politischen Einstellungen und Verhaltensweisen, die sich auch in der Arbeitsorganisation niederschlagen.

Selbstorganisierte Projekte werden in vielen Ländern staatlich gefördert; etwa Lohnsubventionen für kleinere Unternehmen in Belgien, finanzielle Unterstützung von Genossenschaften, die von arbeitslosen Jugendlichen gegründet werden, in Italien, oder die Unterstützung von selbständigen Unternehmensgründungen (auch Genossenschaften), die von Arbeitslosen getragen werden, in Frankreich und Großbritannien.

Die Klein- und Mittelbetriebe werden in den kommenden Jahren für die Arbeitsmarktentwicklung eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen. Die allgemeinen Entwicklungsperspektiven für



Kleinbetriebe begünstigen auch die Ausdehnung selbstorganisierter Projekte, sofern sie bereit sind, sich ebenfalls auf die neuen Bedarfsfelder mit einzustellen. Voraussetzung für eine solche Expansion ist jedoch eine unvoreingenommene Förderung durch die öffentliche Hand, die den »neuen« Eigeninitiativen wenigstens die gleiche Unterstützung gewährt wie dem »alten« Mittelstand.

Eine Politik der gezielten Förderung des informellen Sektors braucht nicht nur durchsetzungsfähige Akteure, sie verursacht auch finanzielle Kosten, was angesichts der leeren Kassen oft zur Ablehnung beiträgt. Allerdings dürften diese Förderungsmittel weitaus beschäftigungswirksamer sein und dann langfristig entlastend für die öffentliche Hand als die traditionellen Subventionierungsprogramme.

Daß der informelle Sektor erfolgreicher und billiger die Arbeitslosigkeit verhindern kann, zeigt sich exemplarisch anhand des kanadischen »Local Initiatives Program« (LIP). Es handelt sich hierbei um ein Arbeitsbeschaffungskonzept, in dem selbstorganisierte Projekte, die entweder von Arbeitslosen gegründet werden oder solche einstellen wollen, gefördert werden. Die auf Gemeindeebene angesiedelten Selbsthilfe- und Selbstversorgungsgruppen sind überwiegend im Dienstleistungssektor (bei der Betreuung Behinderter, alter oder kranker Menschen, Drogen-süchtiger usw.) engagiert, es wurden aber auch kleine Produktionsgenossenschaften und Betriebe gegründet. Nicht unerheb-

lich ist in diesem Zusammenhang, daß sich die Selbstorganisation in subsidiären Initiativen als ein hervorragendes Mittel der Steigerung der Arbeitszufriedenheit erwiesen hat.

Angesichts der angespannten Finanzlage wird die staatliche Politik langfristig nicht umhin können, die bisherige Subventionspraxis zu überprüfen und stärker am arbeitsmarktpolitischen Interesse auszurichten, was sich durchaus positiv auf die Eigeninitiativen auswirken dürfte. Je größer die Beschäftigungsprobleme und damit zugleich die finanziellen Engpässe des Staates werden, desto größere Bedeutung werden alternative Erwerbsmöglichkeiten bekommen.

Eine solche Beschäftigungspolitik darf nicht isoliert betrachtet werden. Sie kann ihre Wirksamkeit nur dann entfalten, wenn sie sowohl mit einer Umorientierung der Arbeitszeitpolitik als auch der Bildungs- und Sozialpolitik usw. verbunden wird.

Es käme heute darauf an, ein Beschäftigungsprogramm für Jugendliche in Gang zu setzen, bei dem selbstorganisierte Projekte stärker als bisher Berücksichtigung finden. Flankiert werden könnten solche arbeitsmarktpolitischen Maßnahmen durch Sonderprogramme auf Gemeindeebene. Die finanzielle Förderung derartiger Projekte dürfte kostengünstiger sein, als die »Verwaltung« der Arbeitslosigkeit, die unter anderem dazu führt, daß die Zahl der Sozialhilfeempfänger immer mehr ansteigt.

Günther Baur

EIN NICHT-DISKUTIERTES PROBLEM

Die Armen werden immer ärmer und die Reichen immer reicher!

Das System, mit welchem solche Resultate erzielt werden, heißt: **ZINS!**

Alle Studien über den Nord/Süd-Konflikt bestätigen diese Tatsache. Wie können wir dem entgegenwirken?

Die Antwort ist eine **MÄCHTFRAGE!** Es handelt sich um die Macht, die Grundpfeiler unserer politischen und gesellschaftlichen Struktur zu verändern und zwar so, daß Gleichheit und Gerechtigkeit zwischen den Menschen zur Geltung kommen.

Ein Grundpfeiler der sozialen Gerechtigkeit ist sicherlich jener, daß eben jedes Einkommen aus irgendeiner Form von Arbeit entstehen muß, d.h., daß jedes Mitglied der Gesellschaft (welches dazu fähig ist), seine Arbeit in den Tauschkreislauf von Waren und Dienstleistungen eingeben muß. Wenn dies nicht geschieht, so muß eine solche Person von den anderen Gesell-

schaftsmitgliedern erhalten werden. Heute geschieht dies entweder über das soziale Netz, oder über die Renditen- und Zinswirtschaft.

In der heutigen Realität gibt es Leute, die ohne zu arbeiten leben können, ja sogar meist besser leben als jene, die für ihr Auskommen schwer arbeiten müssen. Warum das so ist und so bleiben muß, ist leider zu selten Gegenstand von Gesprächen und schon gar nicht von Verhandlungen. Wenn z.B. ein Betrieb seine Zinslast nicht mehr tragen kann, so wird nie über die Reduzierung der Zinsen, sondern immer über die Reduzierung von Löhnen oder von Arbeitsplätzen geredet.

Es ist hinlänglich bekannt, daß die meisten Betriebe durch die Zinseintreiber und nicht durch die Arbeiter in Konkurs geschickt werden. Beispiele hierfür brauchen hier erst gar nicht aufgezählt werden.

Renditen als moderne Methoden der Ausbeutung

Jeder Mensch investiert sein Geld dort, wo es am meisten bringt (im Normalfall)!

Diese Logik besagt schon alles über die Natur der Anlage und der Konsequenzen. In dem System der Profitmaximierung bestimmt das Angebot über die Liquidität des Geldes, den Preis. Der Preis heißt ZINS, und Zinsen bestimmen die Höhe aller anderen Renditen, wie z.B. Mieten, Pacht oder Provisionen. Warum soll jemand z.B. in ein Haus investieren, das jährlich vielleicht 5% Rendite abwirft, wenn er die Möglichkeit hat, Pfandbriefe vom Staat zu kaufen, welche unversteuert 13 -- 14% abwerfen. Die ganzen Finanzgesellschaften und Banken leben allein davon, die besten Investitionsmöglichkeiten zu finden und auszunutzen.

Die Mächtigen der Finanzwelt haben es wunderbar verstanden, die gesamte Arbeiterschaft mit Hilfe einer kleinkarierten Gewinnsucht vor ihren Karren zu spannen, indem man auch uns Zinsen auf unsere Spareinlagen gewährt. Damit wird uns die Richtigkeit des Systems vorgegaukelt und niemand denkt auch nur im entferntesten daran, ein solches System (das schließlich alle -- wenn auch nicht immer gleichberechtigt -- zu den Begünstigten teilhaben läßt) in Frage zu stellen. Wer gibt auch freiwillig seine hart erarbeiteten Zinsen auf seinem Konto auf, außer jene, die sie innerer zahlen müssen, oder die, die mit einem Bleistift den wirklichen Ertrag nachrechnen.

So sind wir alle, bewußt oder unbewußt, Wasserträger anderer Interessen; oft von Interessen, die wir sonst entschlossen bekämpfen.

Die Auswirkungen auf die Arbeitsplätze

Die Auswirkungen eines solchen Systems auf den Arbeitsmarkt können nur Massenarbeitslosigkeit sein und ich will erklären warum.

Ein Arbeitsplatz existiert, weil er bezahlt werden kann oder weil der Unternehmer (oder an seiner Stelle der Geldgeber) seine Profiterwartung erfüllt sieht. Arbeitsplätze sind also immer dann in Gefahr, wenn sie nicht mehr bezahlt werden können oder meistens, wenn der Betrieb die erwarteten Zinsen oder Renditen nicht mehr bezahlen kann. Es gibt viele Beispiele, wo Arbeiter auf ihren Lohn (oder Teile davon), ja sogar auf ihren Arbeitsplatz verzichten mußten, um die Zinserwartungen jener, welche nicht arbeiten, zu erfüllen. Ein solches System stellt jedenfalls eine Verfeinerung der bislang bekannten Ausbeutungsmethoden dar. Betroffen sind hier jedoch nicht nur Arbeitnehmer, auch Kleinunternehmer und Produktionsbetriebe aller Art sind einbezogen. Dies sind Gemeinsamkeiten, über die wir nachdenken sollten.

Um Arbeitsplätze zu erhalten, sind wir als Gewerkschaften allerdings auch bereit, vieles zu opfern und über alles zu reden oder zu verhandeln. Bei diesen Verhandlungen wird allerdings über alle möglichen Probleme gesprochen, doch nie über die Wurzel des Problems. Es werden in der Regel die Symptome angegangen, wie z.B.:

— zu hohe Arbeitskosten, vor allem Arbeitsnebenkosten (Sozialversicherung),

— zu wenig Fachleute und Technologie,

— zu wenig Forschung und Entwicklung,

— zu hohe Ausbildungskosten und

— zu hohe Risiken bei der Einstellung von neuen Kräften,

— zu wenig Zusammenarbeit unter den Betrieben und so weiter.

All unsere Vorschläge zu diesen Problemen können aber das Problem der Arbeitslosigkeit nicht lösen und können nur eine »Assistenzlösung« sein, mit dem Ziele, die Renditerwartungen der interessierten Geldgeber zu befriedigen.

Es muß uns also darum gehen, einen Arbeitsplatz zu schaffen, der sich bezahlt und nicht von den Profiterwartungen von Unbeteiligten abhängt. Solange also die Renditekosten in solchen Höhen bleiben, wie sie derzeit sind, werden wir das Problem nie los, im Gegenteil! Ein Beispiel: Ein Großbetrieb (über 500 Beschäftigte) hat uns vor kurzem mitgeteilt, daß er gedenkt, in den nächsten Jahren ca. 6.000 Millionen Lire Umsatz zu machen und daß der Anteil der Arbeitskosten bei ca. 45% der Gesamtkosten liegt. Nachdem wir wissen, daß ein Arbeitsplatz in jenem Betrieb ca. 35 Millionen jährlich kostet, bedeutet dies im Klartext, daß der Betrieb nie mehr als 90 Beschäftigte haben wird.

$6 \text{ Mrd. L.} \times 45\% = 2,7 \text{ Mrd. für Löhne: } 30 \text{ Mill.} = 90 \text{ Beschäftigte.}$

Je mehr die Renditekosten pro Produkteinheit ansteigen, umso mehr muß der Arbeiter produzieren, um seinen Arbeitsplatz zu erhalten. Mit zunehmenden Anstiegen der Renditekosten muß also die Produktivität des einzelnen zunehmen. Jugendliche, Frauen, die altern und die Invaliden »bringen« diese Zunahme nicht und bevölkern deshalb die Listen der Arbeitsämter.

Diese Produktivität bringt nur der/die junge, dynamische, ausgebildete und gesunde Facharbeiter/in, der/die bereit sind, ohne zu marren für den Betrieb Opfer zu bringen (d.h. Überstunden, Sonderaufgaben usw. ohne Zuschlag zu erledigen). Deshalb sind die anderen auch die Arbeitslosen, die eben nur die wenigen saison- oder konjunkturungebundenen Arbeitsplätze haben können.



Wie kann das Problem angegangen werden?

Wären die Zinslasten in den Betrieben nicht so hoch, könnten die Arbeitskosten prozentmäßig etwas höher liegen und damit mehr Leute beschäftigt werden. Wir haben aber nicht die Macht, die Zinsen zu senken, also müssen wir uns etwas anderes einfallen lassen.

Ein Vorschlag heißt: *Solidaritätsfonds*. Die Idee hinter diesem Vorschlag geht in ebendiese Richtung. Wenn die Arbeitnehmer zusammenstehen und einen Teil des Einkommens gemeinsam sparen, kann das Zinssystem wesentlich beeinflusst werden. Wichtig ist allerdings, daß die genannten Fonds nicht dieselbe Grundausrichtung haben wie herkömmliche Banken und Geldverleiher. Das bedeutet, daß wir zugunsten von neuen Arbeitsplätzen auf die sonst üblichen Zinsen verzichten, damit die Kosten pro Produktivität gesenkt werden können. Es muß also verhindert werden, daß auch bei diesem Fonds Unbeteiligte verdienen, ohne zu arbeiten.

Als Gewerkschaften haben wir den Vorschlag für die Errichtung des Solidaritätsfonds aus eben diesen Gründen gemacht. Das bedeutet, daß die Arbeitnehmer monatlich eine Anleihe an den Fonds abtreten (wie es in der BRD bereits auf privater Ebene durch das NETZWERK gemacht wird), ohne dafür mehr als den gesetzlich vorgesehenen Mindestzinssatz zu bekommen.

Dieser Fonds soll aber nicht allen Unternehmern zur Verfügung stehen, sondern nur den Genossenschaftsbetrieben, die nicht gewinnstrebend arbeiten. Damit können wir sichergehen, daß das Geld für eine Beschäftigungspolitik zur Verfügung gestellt wird. Ein anderer Vorschlag heißt: *Besteuerung der B.O.T. und CCT-Erträge*. Über 25% des Staatshaushaltes werden jährlich nur für Zinsen aufgewendet. Das bedeutet, daß über 80.000 Mrd. Lire 1985 an Personen gezahlt wurden, welche für dieses Geld keinerlei Leistung erbracht haben. Die Auswirkungen auf dem Kapitalmarkt und auf die Wirtschaft im allgemeinen sind katastrophal!

Ein weiterer Vorschlag heißt: *Vermögenssteuer*.

Auch diese Forderung gehört zur Palette der Maßnahmen für eine größere soziale Gerechtigkeit.

Es geht aber schon längst nicht mehr um die soziale Gerechtigkeit alleine, sondern um die gesamte gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung. Wenn wir die Kluft zwischen arm und Reich nicht noch weiter aufreißen wollen, wenn wir vor allem nicht noch mehr Arbeitslose haben wollen, dann muß das Zins- und Renditensystem grundsätzlich reformiert werden und zwar so, daß Geld wirklich nur ein Tauschmittel und nicht auch ein Machtmittel ist.



Konrad Walter

ÖKONOMIE UND ÖKOLOGIE

*Unter den kapitalistischen Produktionsverhältnissen
werden die Produktionsmittel immer mehr zu
Destruktionsmitteln.
Karl Marx*

Mit den kaum verblaßen Erinnerungen an die (geplanten) Kraftwerke in Buschhaus und Hainburg, wo Gewerkschafter auf Umweltschützer losgingen, mag es sonderbar erscheinen, wenn gerade ein Gewerkschafter das Thema Ökologie anspricht. Meiner Meinung nach sind die Zeiten vorbei, in denen sich die Gewerkschaften ausschließlich um die Werkstätigen als Lohnabhängige, als »Ware Arbeitskraft« zu kümmern hatten, weil einmal die damit zusammenhängenden Probleme der Unterdrückung und Ausbeutung absolut vorrangig waren.

Freiheitsgefährdende, umweltzerstörende und gleichzeitig arbeitsplatzvernichtende Produktionsmittel zwingen heute auch die Gewerkschaft, sich mit Themen abzugeben, die den Arbeiter und Angestellten außerhalb seines Arbeitsbereiches betreffen, als Konsument, als Erholungssuchender, kurz: als Mensch in seiner spezifischen Umwelt.

Dieser Zwang zum globalen Denken führt dazu, daß gerade die Gewerkschafter »friedliche Koexistenzmöglichkeiten« für Wirtschaft und Umweltschutz finden und erkämpfen müssen. Freilich gibt es noch Gewerkschafter, die glauben, nach einem alten Schema die Gesellschaft zugunsten der arbeitenden Menschen verändern zu können. Mit ihrem blinden Glauben an die Technik werden sie aber an den Erfordernissen der heutigen Zeit vorbeimarschieren. Bisher ist es ihnen z.T. gelungen, die Berührungspunkte zwischen Arbeiter- und Umweltbewegung wachzuhalten, m.E. zu beiderseitigem Nachteil.

Ebenso dumm wäre es aber auch, technologische Neuerungen in Bausch und Bogen zu verwerfen, ermöglichen sie doch die Verkürzung der gesamtgesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit, die Erleichterung bei körperlicher Schwerarbeit, die Dezentralisierung der Entscheidungsfähigkeit, die menschengerechte Gestaltung von Arbeitsplätzen und nicht zuletzt Energieeinsparung, und die Beseitigung der schon vorhandenen Umweltzerstörung. Soll es nicht zu einem »Zurück zur Natur«, also zu einem geschichtlichen Rückschritt kommen, sondern zu einem »Vor zur Natur«, zu einem Ausbau der Lebensqualität (im Sinne einer gesunden Umwelt und eines Abbaus der täglichen Mühen), so kann auf Technik und wirtschaftliches Handeln nicht verzichtet werden. Nicht in der alten Handwerksordnung ist der Ausweg aus der »ökologischen Krise« zu suchen, sondern in einer hochentwickelten, umweltschonenden Produktion, nicht in der Schließung umweltbelastender Fabriken oder im Verbot der Verkehrsmittel besteht die Lösung, sondern in ihrer Umrtung

auf eine umweltverträgliche Produktionsweise bzw. einen umweltschonenden Verkehr: abgasarme Feuerungsanlagen, Rauchgasentschwefelung und -entstaubung, Lärmschutzvorrichtungen, Ersatz umweltgefährdender Produkte durch umweltfreundliche, öffentliche Verkehrsmittel statt der privaten usw., diese Maßnahmen gibt es schon, aber sie sind noch zu wenig verbreitet. Sie gefährden auch keine Arbeitsplätze, sondern schaffen vielmehr neue.

Spätestens der mehrtägige Produktionsstopp im vergangenen Jahr im Ruhrgebiet (wegen der unerträglichen Belastung der Atemluft durch Schwefel- und Stickoxide usw.) dürfte auch den Dickköpfen klargemacht haben, daß rücksichtsloses Wirtschaften nur der Wirtschaft selbst schadet. Und das ist nicht das einzige Beispiel: Waldsterben ruiniert die Holzwirtschaft, Wasserverschmutzung und Bodenzerstörung hemmen die landwirtschaftliche Produktion, Landschaftsverwundung schwächt den Fremdenverkehr, Luftvergiftung schädigt die Volksgesundheit und damit das Arbeitskräftepotential der Wirtschaft.

Was die Wirtschaftstreibenden aber von einem Gewinnswandel abhält, ist ihr Egoismus und ihr uneingeschränktes Profitstreben: solange es ihrem eigenen Geldsack nicht unmittelbar schadet, wird weiterhin gegen die Umwelt gestündigt. Mitschuldig sind aber auch jene Politiker, die sich bestechen oder erpressen lassen und für Umweltverbrecher beide Augen zudrücken. Diese Übel treffen auch auf Südtirol zu, wie die Diskussion um den neuen Raumordnungsplan beweist (dazu FF Nr. 4/86). Die Unternehmensverbände sind nicht bereit, das Primat des Umweltschutzes über wirtschaftliche, profitträchtige Überlegungen zu akzeptieren, Fremdenverkehrshalte versuchen, noch mehr Landschaft für Skipisten zu opfern, ohne daran zu denken, daß sich in einer zerstörten Landschaft langfristig kein Fremdenverkehr halten kann. Es wird nur an heute gedacht, die Zukunft — auch die der eigenen Nachkommenschaft — wird ignoriert. Obwohl sich Landes- und Gemeindepolitiker in Südtirol gerne einen grünen Anstrich geben, verschulden sie Umweltvergehen mit: da ist das Umweltassessorat immer noch mit dem Verkehrsassessorat in Personation verbunden; da wird in Bozen ohne Befragung der Bevölkerung für viele Müllverbrennungsanlage hingepflanzt, die erstens zu groß und zweitens nicht davor gesichert ist, das Seveso-Gift Dioxin auszustoßen, eine Anlage, die den jahrelangen Schlenker in der Müllentsorgungspolitik nun auf einmal beenden soll; da werden die Daten über das heim-

sche Waldsterben immer noch bagatellisiert; da wird das Verkehrswesen, besonders in den Städten, immer noch sich selbst überlassen: solange nämlich ein Privater am Privatverkehr verdient (Ersatzteile usw.), und dieser Nämliche mit der hohen Politik verhandelt ist, wird der öffentliche Personentransport nicht verbessert werden.

Umweltschutz im Betrieb

Abseits von der Öffentlichkeit spielt sich etwas ab, was auch zum Umweltschutz gehört und die Wirtschaft angeht: der Gesundheits- und Unfallschutz an den Arbeitsplätzen, der für die Unternehmer eine Profitminderung bedeutet und deshalb Tag für Tag von den Gewerkschaften erkämpft werden muß. Wenn giftige Werkstoffe, Lärmbelastigung und nerventörende Arbeitsbedingungen auch nicht die Allgemeinheit betreffen, so bleibt doch zu wünschen, daß sich die Ökologisierung auch mit dieser Materie befaßt.

Damit komme ich zu den praktischen Folgerungen, die ein Gewerkschafter mehr als andere aus theoretischen Überlegungen und gesellschaftlichen Analysen ziehen muß. Ein ureigenes Kampffeld der Arbeiterbewegung ist jenes der Beschäftigungslage. Will die Gewerkschaft nicht an ihrer Vertretungsrolle vorbeihandeln, so muß sie dafür eintreten, daß jeder Mensch sein Recht auf Arbeit einlösen kann. Verschiedentlich lassen Unternehmer hören, daß sich Arbeitsplatzzerhaltung bzw. -neuschaffung und Umweltschutz — weil zu teuer — gegenseitig ausschließen. Inzwischen läßt sich aber ohne weiteres belegen, daß diese Behauptung eine kalte Erpressung ist, damit die Fabrikherren ja keine Lira von ihrem Profit abzweigen müssen. Es ist außerdem ein Versuch, Arbeiter- und Ökologiebewegung nach dem alten Motto »divide et impera« gegeneinander auszuspielen.

Der St. Galler Leiter der Forschungsgemeinschaft für Nationalökonomie H.C. Binswanger u.a. haben nachgewiesen, daß Arbeit ohne Umwelterstörung (so ihr Buchtitel) möglich, ja notwendig ist. Die Verwirklichung ihrer Vorschläge über eine staatliche Förderung von Umweltschutzinvestitionen nach einer teilweisen Ersetzung der Lohnnebenkosten (Sozialabgaben durch den Betrieb, Steuern auf jede Arbeitskraft) durch eine Energiesteuer, über ein qualitatives Wachstum (im Bereich umweltfreundlicher Technologien, alternativer Energiegewinnung, Recyclingwirtschaft), Arbeitszeitverkürzung in Verbindung mit mehr Eigenarbeit u.a.m. hängen vom politischen Willen und dem Verantwortungsbewußtsein der Leute ab, die an den Scheitelpunkten der wirtschaftlichen und politischen Macht sitzen. Solange Investitionen vor allem Arbeitsplätze wegrationalisieren, solange die Ware Arbeitskraft wegen der hohen Lohnnebenkosten teuer ist und die Energieverschwendung billig, solange ausschließlich Unternehmer und Spitzenmanager darüber entscheiden, was und wie produziert wird, solange auch die Ausgaben für Umweltschutz, für die Wiederherstellung zerstörter Landschaften, für die Entgiftungsmaßnahmen von Boden, Wasser und Luft genauso vom Bruttosozialprodukt gezahlt werden wie die Herstellung von Lebensmitteln, wird kein neuer Wirtschaftsstil zugunsten der arbeitenden und arbeitslosen Menschen und der natürlichen Umwelt entstehen.

366.000 Menschen in der BRD und 25.000 — 30.000 in Österreich (für Italien gibt es m.W. keine Daten) finden alljährlich Anstellung im Bereich des Umweltschutzes: Es könnten mehr sein, denn die Umwelt ist hier wie dort immer noch gefährdet. Was hat nun die Gewerkschaftsbewegung in Südtirol getan, um den Umweltproblemen zuleibe zu rücken? Erinnert sei an die

Mitarbeit an einer Tagung der Gewerkschaften der Alpenländer im Mai 84 in Trient, wo Forderungen an die Länderregierungen bezüglich Wald- und Gewässerschutz und menschenwürdige Arbeitsplätze durch ökologisch sinnvolle Produktion erstellt wurden (dazu SAZ, Südtiroler Arbeiterzeitung, Nr. 6/84), weiters an eine Tagung im September 84 in Bozen, auf welcher erstmals breitenwirksam auf das Waldsterben auch in Südtirol hingewiesen wurde, als noch der Landesrat für Forstwirtschaft lächelnd abwinkte: in Südtirol gebe es kein Waldsterben durch sauren Regen (dazu SAZ Nr. 9/84), auf die Mitwirkung des AGB/CGIL bei der Gründung des »Umweltbundes/Lega per l'ambiente« im Frühjahr 1985. Auf den Umweltschutz wirken sich aber auch nicht ökologiespezifische Forderungen der Gewerkschaft aus: nach mehr Wirtschaftsdemokratie (ein entsprechender Volksbegehrensantrag wird der AGB/CGIL demnächst dem Landtag zur Abstimmung vorliegen — dazu SAZ Nr. 12/85), nach Arbeitszeitverkürzung, nach mehr Gesundheitsschutz an den Arbeitsplätzen.

Demokratisierung der Wirtschaft im Interesse des Umweltschutzes

Daß eine demokratischere Wirtschaft, also eine solche, bei der auch die jeweilige Betriebsbelegschaft und die Gewerkschaften über die Produktion in einem Unternehmen mitreden, auch im Bereich des Umweltschutzes für Fortschritte sorgen kann, zeigt der Vorschlag der sog. »Produktfolgematrize«, die bei einer internationalen Tagung über das Waldsterben im September 1984 in Vorarlberg vorgestellt wurde. Mit ihrer Hilfe kann der gesamte Lebensweg eines in einem Betrieb hergestellten Produktes von der Materialbeschaffung bis zur Entsorgung oder Beseitigung unter ökologischen und sozialen Gesichtspunkten analysiert und gegebenenfalls aufgrunddessen verändert werden (siehe Abbildung).

Trotzdem muß zugegeben werden, daß die Gewerkschaften sich noch nicht mit all ihren Möglichkeiten für die Bekämpfung der ökologischen Krise einsetzen, daß sie noch zu wenig beweglich und hellhörig sind, wenngleich etwa das klare Votum des AGB/CGIL-Landeskongresses vom Februar 85 gegen die Verwendung der Atomkraft auf eine positive Entwicklung hoffen läßt.

Was aber durch diese Versäumnisse nicht geschehen darf, ist, daß sich Ökologie- und Arbeiterbewegung von Unternehmern und Politikern gegeneinander ausspielen lassen, denn sie können nur gemeinsam und nicht getrennt Träger einer sozialen Veränderung sein, die sich zwei Ziele setzt: die Abschaffung der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen und der Ausbeutung der Natur durch den Menschen.

Zum Weiterlesen:

- Edgar Gärtner: Gewerkschaften und Ökologie (Nachrichten-Reihe 32), Frankfurt 85
- Österreichischer Arbeiterkammertag: Wirtschaft und Umwelt. Wien (Monatszeitschrift)
- ACB/CGIL: Südtiroler Arbeiterzeitung, Bozen (Monatszeitschrift)
- DGB: Umweltschutz - Ein Wettlauf mit der Zeit (Die Quelle 11/84)
- Wolfgang Nethe: Ökologie und Marxismus, Hannover 1981
- Institut für Marxistische Studien und Forschung: Technik - Umwelt - Zukunft, Frankfurt 80
- Ernst Neef u.a.: Sozialistische Landeskultur, Leipzig 1977
- BUND: Strategien gegen Umwelterstörung und Arbeitslosigkeit, Freiburg
- Binswanger u.a.: Arbeit ohne Umwelterstörung, Frankfurt 1983
- ISTAT: Statistiche ambientali, Roma 1984

THESEN ZUM TOURISMUS

EINE ERKLÄRUNG UND EIN VORSCHLAG

Es geht im folgenden nicht um eine Auflistung der wirtschaftlichen, sozialen und ökologischen Sünden des Tourismus. Die Hinweise aus Literatur und Praxis dienen nur als Beispiele. Es geht vielmehr um die Fortführung der Diskussion, die mit der Plose-Problematik aufgeworfen wurde. Was ich an dieser und ähnlichen Diskussionen bemängeln möchte, ist die Tatsache, daß die ökologischen, sozialen und wirtschaftlichen Aspekte im einzelnen behandelt werden, ohne sie in einen generellen Zusammenhang zu bringen und ohne eine Alternative zum gängigen Tourismus-Konzept in Betracht zu ziehen. Solche Alternativen werden zwar in Veranstaltungen, wie den Toblacher Gesprächen 1985 erörtert, ihre Möglichkeit aber dringt kaum in das Bewußtsein der Öffentlichkeit. Die offiziellen Tourismusorganisationen halten sich da raus.

Die Thesen

1. Das Entstehen des Tourismus fällt zusammen mit dem Entstehen der Industrie.

Tourismus ist in Ware bzw. in Dienstleistung verwandeltes Reisen. Die Nachfrage danach gibt es, seit es die Industriegesellschaft gibt.

Die Flut des Tourismus ist eine einzige Fluchtbewegung aus der Wirklichkeit, mit der unsere Gesellschaftsverfassung uns umstellt. Jede Flucht aber, wie töricht, wie ohnmächtig sie sein mag, kritisiert das, wovon sie sich abwendet.

Hans Magnus Enzensberger, aus: Einzelheiten

Führende in- und ausländische Fachleute neigen übereinstimmend zur Ansicht, daß die touristische Nachfrage in den nächsten zehn Jahren weiterhin stark ansteigen wird. Gründe, die dafür sprechen sind u.a.:

- das natürliche Bevölkerungswachstum in Europa;
- das steigende Einkommensniveau und die Rentabilität der Arbeitsplätze, wodurch die Bewegungsfreiheit gefördert wird und ein höherer Einkommensanteil für die Freizeitgestaltung zur Verfügung steht;
- die zunehmende Verstädterung der Bevölkerung (einstweilen verbringen nur 10 % der italienischen Familien in den wohlhabendsten Regionen eine Ferienzeit in Fremdenverkehrsgebieten, während in der BRD diese Quote 35 % übersteigt);

Südtirol 1981 — Vorbereitendes Dokument für ein Landesentwicklungsprogramm

2. Tourismus bedeutet für die Bewohner des bereisten Landes Fremdbestimmung.

Speziell für Südtirol:

Jahrzehntlang wurde Tourismuswerbung eindimensional in Deutschland betrieben. Die Fremdbestimmung ist bei uns — immer noch — einseitig.

Die Alpen sind Lebens- und Wirtschaftsraum für die einheimische Bevölkerung. Sie sind auch Naturraum mit besonders wertvollen und verwundbaren Ressourcen. Diese Dimensionen werden aber immer mehr zugunsten einer dritten zurückgedrängt: die Alpen als Ergänzungsraum für die außeralpine Bevölkerung. Hier wird deutlich, was mit Fremdbestimmung gemeint ist: Aus der Sicht der großen Agglomerationen wird der ländliche Raum lediglich als Ergänzungs- und Zulieferraum betrachtet, als Lieferant von Arbeitskräften, Rohstoffen, Trinkwasser und Energie zur Sicherstellung des weiteren Wachstums der Städte; und eben vor allem als Lieferant von Erholungsraum für die stadumüde Bevölkerung. Im Zuge dieser Entwicklung haben sich die Entscheidungsprozesse aus dem Alberraum heraus in die Zentren der wirtschaftlichen und politischen Machtkonzentrationen verlagert.

Jost Krippendorf, Die Ferienmenschen

Der Tourismus ist eine Art friedliche Eroberung, die nicht nur mit Zustimmung, sondern sogar auf ausdrückliche Veranlassung der »Eroberer« erfolgt. Aber, und das wird übersehen: Man kann die Fremdbestimmung nicht auf das investierte auswärtige Kapital beschränken, wie z.B. beim Bau einer Fabrik. Mit einer Fabrik ist man einverstanden oder eben nicht. Beim Tourismus ist diese Wahl nicht möglich. Mit ihm ist es wie beim Nebel, er schleicht sich überall ein. Das Besondere ist, daß die Touristen persönlich kommen, mit ihren eigenen Verhaltensweisen und ihrem Einfluß. Sie verlangen Dinge, die es hier nicht gibt und die wieder von außen bezogen werden müssen. Sie strömen hin, wo es ihnen beliebt. Überall entstehen neue Ansätze für weitere »Entwicklungen«.

J. Krippendorf, Die Ferienmenschen

Aufgrund seiner geographischen Lage zwischen den grossen Agglomerationsgebieten nördlich und südlich der Alpen und wegen der qualitativ hochstehenden landschaftlichen und ökologischen Eigenschaften ist Südtirol ein Erholungsgebiet von europäischem Range.

Südtirol 1981

Die Fremdenverkehrspolitik ist völlig einseitig auf die BRD ausgerichtet, daraus hat sich eine politische Bindung zu gleichgerichteten Strömungen in der BRD entwickelt.

Robert Huldshiner, Perspektiven des Fremdenverkehrs in Südtirol, aus: SH-Broschüre 1978

3. Die Monopolisierung in der Tourismusbranche hängt zusammen mit der Monopolisierung in der Wirtschaft: die wichtigsten Entscheidungen werden von immer weniger Leuten getroffen.

Die Flose AG hat demonstriert, wie man die Regeln der freien Marktwirtschaft außer Kraft setzen kann und wie man es anstellen muß, daß eine desolante betriebswirtschaftliche Situation, die für jeden anderen Betrieb unausweichlich den Konkurs bedeutet, folgenlos bleibt. Voraussetzung ist allerdings, daß man im entscheidenden Moment einen Mann auf den Präsidentenposten hiebt, in dessen Händen die Püden der Politik und der Finanzen zusammenlaufen. Das war der Fall, als man letztes Jahr das Management der Flose AG dem Bürgermeister und Präsidenten der Volksbank Brixen übertrug.

Seit seiner Berufung zum Präsidenten der Volksbank Brixen entlarvt er sich nicht mehr als Hüter breiter Interessen der Bevölkerung sondern als Vertreter und Fürsprecher ganz bestimmter Wirtschaftskreise und als Gegenspieler des Landschaftsschutzes.

Maki, in: A.A. 5.7.1984

Im März 1983 wird der Bürgermeister von Brixen Präsident der Seilbahn AG. Böse Zungen meinen, um die 200 Millionen zu sichern, die die Seilbahn AG der Volksbank schuldet, deren Präsident er ebenfalls ist. Aber was sind schon diese paar Batzen gegen das Milliardending Flose?

Sei es, wie es sei, der Bürgermeister bestimmt das weitere Geschehen. Er verhandelt mit dem neuen Geldgeber Superiski Dolomiti, fährt mit deren Spitzenfunktionären Marzulli und Kossner ins Retorten-Skiparadies von Val d'Isère (Frankreich). Außerdem ist die Gemeinde Brixen mit 10 % am Geschäft beteiligt und ermöglicht mit einer Spritze von 250 Millionen die Weiterführung der Skisaison 1984/85, als Überbrückungssaison vor dem Neubau, sozusagen.

WWF Broschüre 1985: Gedanken und Fragen zum Floseilbahnprojekt

4. Allgemeingültige formelle Aussagen müssen sich mit diesen Kräften messen und ziehen meist den Kürzen. Auch deshalb sind sanfte Tourismusformen und Qualitätstourismus bei uns fromme Wünsche — oder Alibiäume.

Aber auch die Behörden in Tourismusgebieten sind an den Fehlentwicklungen mitschuldig. Sie haben im blinden Glauben an das Allheilmittel Tourismus ein ganzes Arsenal von Maßnahmen entwickelt, die dazu bestimmt sind, auswärtiges Kapital anzulocken: zum Beispiel Steuer- und Zollerleichterungen, Subventionen, Investitionsprämien, Baulandverbilligungen, Bürgschaften für Kredite, Defizitgarantien, Bau von Infrastrukturanlagen oder Rückzahlungsverpflichtung usw.

J. Krippendorf, Die Ferienmenschen

f) Der nicht-technisierte Tourismus soll besonders gefördert werden.

g) Neue Erschließungen für den Wintertourismus werden grundsätzlich zurückgestellt und können jedenfalls erst dann durchgeführt werden, wenn sie im zu erarbeitenden Seilbahn- und Pistenkonzept als Bestandteil des zu erstellenden Landesraumordnungsplanes vorgesehen sind.

h) Es ist ein Seilbahn- und Pistenprogramm zu erstellen, wonach die Errichtung neuer Anlagen grundsätzlich ausgeschlossen und die Anpassung der bestehenden in einer Weise vorzusehen ist, daß das Bedürfnis nach technologischer Modernisierung in Übereinstimmung gebracht wird mit der Förderungsleistung und mit dem geringsten Pistenausmaß.

LEP 1, 1980 -- 1982

Es gibt in Südtirol heute nur noch Massentourismus, wobei die Hauptprobleme in der Bewältigung der Anfahrtswege liegen.

Wenn wir 2 Mio. Gäste als »Qualitätstouristen« zu uns bringen wollen, sind das 1 Mio. Kraftfahrzeuge auf unseren Straßen und wir haben die totale Vermassung erreicht. Wir können diese Zahl von Gästen nur mehr mit den öffentlichen Verkehrsmitteln Bahn und Bus bewältigen. Diese Lösungsmöglichkeit ist heute genau das Gegenteil von dem, was politisch propagiert wird (Qualitätstourismus, Individualtourismus). Es müßte die Nachfrage solcher Gästeschichten gefördert werden, welche die öffentlichen Massenverkehrsmittel benutzen.

R. Hudschiner, Perspektiven

5. Die »Blüte« eines Skigebietes mißt sich an »einem mehr oder weniger guten Abschneiden in der internationalen Konkurrenz. Dieses ergibt sich aus

- a) der Höhe der öffentlichen Zuschüsse
- b) der Möglichkeit, Personal einzusparen
- c) der Abwälzung der Sekundärkosten, z.B. Pistenpräparierung, auf die Allgemeinheit

Wer zahlt, befiehlt, das ist eine alte Wahrheit. Ihre Gültigkeit läßt sich einfach nachweisen, auch im Tourismus-Geschäft. Der liebe Miammon hat hier das große Sagen. Wer wenig hat, nun, dessen Meinung ist nicht gefragt. Er wird übergangen, im freien Spiel der (Markt-)Kräfte. Aber nicht nur das: Oft muß er für Schäden aufkommen, welche andere verursachen. "Die einen haben das Geld, die anderen den Dreck", so formuliert ein schlaues Prätigauer Bauer, was hier gemeint ist.

U. Mäder, Sanfter Tourismus. Alibi oder Chance?

Ein Lamento der Seilbahnunternehmer

Zu hohe Kosten, zu viel Personal, zu starke Gesetze — Frankreich als Vorbild

2. Die Südtiroler Seilbahnwirtschaft beschäftigt zuviel Personal; im Vergleich zu anderen Alpenländern doppelt so viel.

3. Die öffentlichen Subventionen, die im Ausland »sanftmütig« seien, müsse man in Südtirol als »lächerlich« bezeichnen.

4. Außerdem müßten die »zusätzlichen Dienstleistungen zur Personenbeförderung«, wie z.B. die Pistenpräparierung, ausschließlich von den Seilbahnunternehmern getragen werden, während sie im Ausland auf die verschiedenen Fremdenverkehrsbranchen aufgeteilt würden.

Dolomiten 5/6.05.1984

Superiski: Der Welt größtes Skikanussell

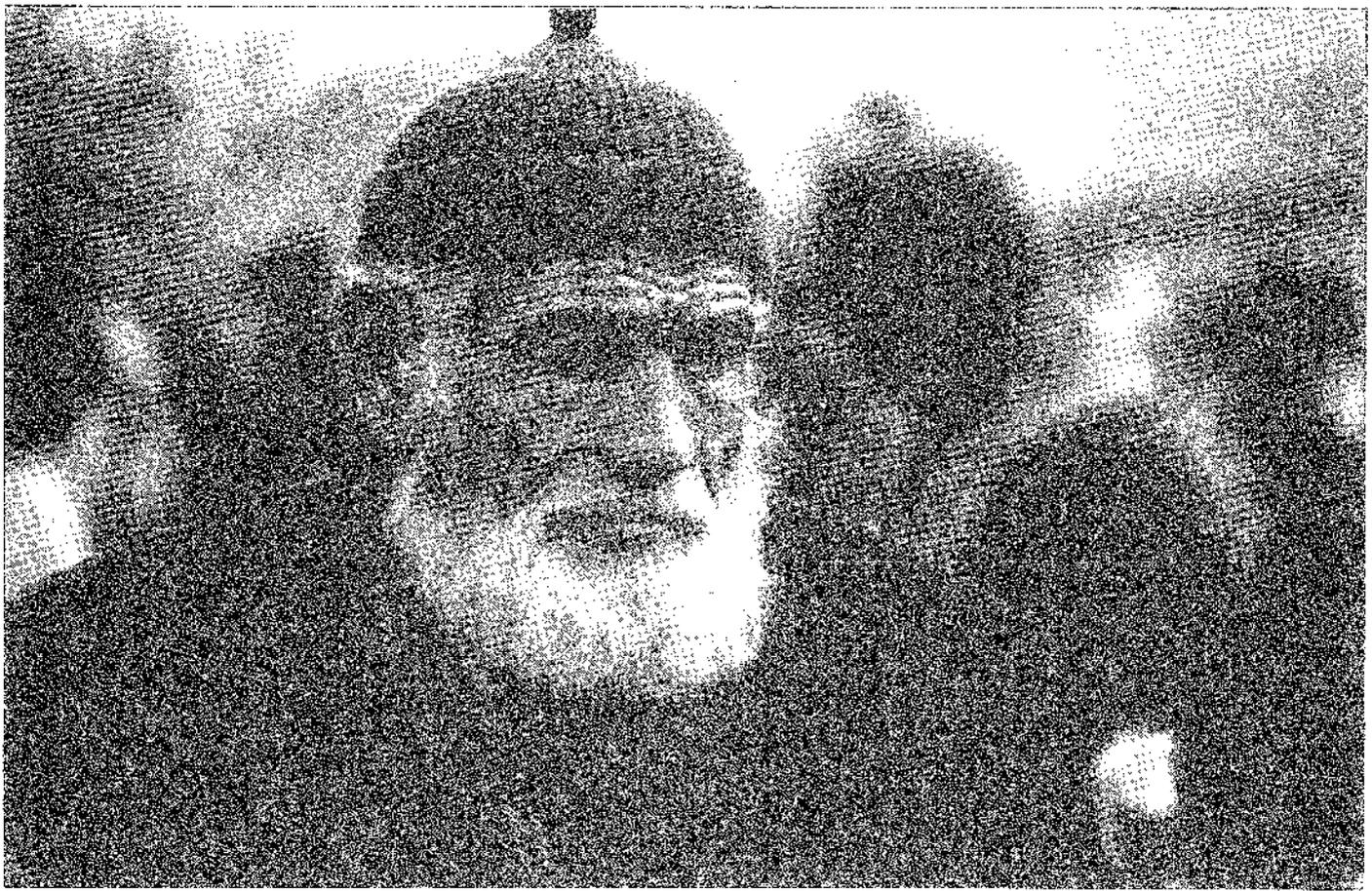
Mehr Unterstützung durch öffentliche Hand gefordert —

Als Beispiel nannte er den Erwerb von sogenannten Schneekanonen. Wegen der immer länger ausbleibenden Schneefälle hätten sich beinahe alle Skizentren solche leuren Beschneidungsmaschinen angeschafft, um die Saison zu sichern oder zu verlängern. Dem Gast könne man diese zusätzlichen Ausgaben nicht anlasten, denn für den Schnee dürfe man als Wintersportgebiet wohl kaum Geld vom Urlauber verlangen. Die öffentliche Hand sichere hier nicht nur das Überleben des Lifibesitzers, sondern die Wirtschaft eines gesamten Gebietes.

Dolomiten, 05.12.1985

6. Daraus folgt, daß das Geschäft mit den Pisten privatwirtschaftlich unrentabel ist, wenn es der Wirtschaft nicht gelingt, weitgehend die Kosten auf Natur und Allgemeinheit abzuwälzen. Daraus wieder folgt, daß die Profite der Liftunternehmer nur auf den Schultern der Allgemeinheit und der Natur realisiert werden können.

Es geht um Geld. Die Gemeinde Brixen ist Aktionär und subventioniert. Das Land »spendiert« 5 Milliarden für den Betrieb, der in der heutigen Form »privatwirtschaftlich« unrentabel ist (so drückt sich die AG aus). Mit über 5 Milliarden an öffentlichen Geldern wird der Betrieb also in den Augen der AG »privatwirtschaftlich« rentabel. Klärer könnten die Aktionäre ihre



Auffassung über die öffentliche Beteiligung gar nicht ausdrücken.

WWF-Broschüre 1983

Der Beitragsempfänger

Wie manchmal Stellenwettbewerbe auf eine Person hin geschneidert werden, so wurden diese Kriterien — unabhängig von der Frage, ob sie objektiv die bestmögliche Auslese ermöglichen oder nicht — so angelegt, daß die Ploresseilbahn AG mit ihrem Projekt St. André — Kreuztal an die erste Stelle der Rangordnung kam. Ihr wurde das gesetzliche Höchstausmaß von 15 Prozent (genau sind es 14,956 %) auf die zugelassenen Kosten gewährt. 986 Millionen gehen damit jährlich für fünf Jahre nach Bräxen. Insgesamt sind es 4,93 Milliarden. Dazu kommen weitere 380 Millionen (76 Millionen jährlich) für den Sessellift Kreuztal — Propine, für den 9,994 Prozent der anerkannten Kosten in Höhe von rund 760 Millionen Lire gewährt wurden.

Dolomiten (9.01.1985)

In den letzten zwölf Jahren hat sich die Zahl dieser Anlagen verdoppelt. Eine mangelhafte Nachfrage in der Sommersaison und die Auswirkungen einer zu starken Konkurrenz durch andere Bahnen im Winter lassen aber ein volles Drittel der Schweizer Seilbahnen mit Verlust arbeiten. Nur etwa 20 Prozent bezeichnen ihre Auslastung als gut. Trotzdem, der Boom geht weiter. Defizitären Unternehmen fällt zur Rettung oft nur ein Mittel ein: Weiterbauen, der Konkurrenz nicht nachstehen.

U. Müller, Sanfter Tourismus

In der Zwischenzeit haben die vielfältigen Eingriffe in das Gelände zu heftigen Protesten von Seiten des Natur- und Landschaftsschutzes geführt. Außerdem geht die ganze Sache ins Geld. Zum Aufwand für den Bau und die Pflege der Maschinen und der Piste addieren sich die beträchtlichen Kosten für die Be-

grünung des aufgerissenen und umgestalteten Geländes und zur Sicherung vor Erosion. Da die hohen Kosten nicht im vollen Ausmaß auf den Benutzer abgewälzt werden können, sucht das Unternehmen den Ausgleich über die Anwerbung neuer Skifahrer. Da die Werbung Erfolg hat, strömen neue Interessenten heran. Aber mit der neuerlich größeren Zahl der Skifahrer wachsen auch die Schwankungen zwischen Spitzen und Minimalbeanspruchung der Transportanlagen, was sich betriebswirtschaftlich sehr ungünstig auswirkt. Es müssen außerdem zusätzliche Parkplätze bei der Talstation geschaffen werden. Das kann letztlich der Betrieb nicht schaffen, er rutscht an die Grenze der Eigenwirtschaftlichkeit ab. Der notwendige Ausgleich muß über den Abbau der Dienstleistungen und Einsparungen im Unterhalt gesucht werden. Damit läuft das Unternehmen jedoch an Konkurrenzfähigkeit ein und zehrt an der Substanz. Wie man sieht — ein wahrer »Teufelskreis«, der bis zum Zusammenbruch aus wirtschaftlichen Gründen führen kann.

Fritz H. Schwarzenbach

7. Die Gesetze richten sich in ihrer dehnbaren und oft zweideutigen Anwendungsmöglichkeit nach dieser Dynamik. Wirtschaft hat jedenfalls Vorrang vor Umwelt.

19. (Umweltschutz) Um einen möglichst wirksamen Schutz der Umwelt beim Anlegen von Skipisten zu gewährleisten, ist dem vorherigen Gutachten über das entsprechende Projekt, das von der zweiten Landschaftsschutzkommission gemäß Art. 12 Absatz 1 des Landesgesetzes vom 25. Juli 1960, Nr. 16, in geltender Fassung, abgegeben wird, — auf Antrag der Kommission — ein Bericht des Biologischen Landeslaboratoriums beizulegen; im Bericht werden die vom Eingriff hervorgerufenen Auswirkungen aufgezeigt sowie die für die Begrünung zu treffenden Maßnahmen festgesetzt.

Skipistenordnung des Landes

Mit Gesetzesänderung Nr. 188 vom 19. August 1973 teilte diese die bisherige Kontrollinstanz in Landschaftsschutzangelegenheiten in zwei Kommissionen, in der die Schutzverbände entweder überhaupt nicht oder nur mehr zur Hälfte vertreten bzw. stimmberechtigt sind. Es handelt sich um die 1. Landschaftsschutzkommission, ein konsultatives Organ für großräumigen Landschaftsschutz ohne genau umrissenes Aufgabenfeld, und um die 2. Landschaftsschutzkommission, die den Straßen- und Bergbau, die wasserbaulichen Arbeiten usw. begutachtet. Die Gewerkschaftsvertreter wurden generell ausgelassen, während in die erste Kommission zwei stimmberechtigte Vertreter der Bauern aufgenommen wurden. An ihrer Stelle müssen sich zwei Schutzverbände mit der bloßen Abwesenheit begnügen. In der 2. Landschaftsschutzkommission dominieren die politisch eher manövrierbaren Techniker, Naturschützer sind dort keine anwesend, diese tauchen erst wieder in der Rekurskommission auf.

Siegfried Höltrigl, *Landschaft und Fremdenverkehr*, in: SH-Broschüre 1978

8. Es gibt klar ersichtliche Tendenzen, die, wie schwach und widerspruchsvoll sie auch sein mögen, die obgenannten Entwicklungen in Frage stellen.

Diese Tatsachen drücken sich aus: in der Haltung der Bevölkerung ...

Am 25. März 1981 hat der Bundesrat beschlossen, das im August 1979 von der »Beratenden Kommission für Fremdenverkehr« (115) vorgelegte Tourismuskonzept in einigen Punkten zur Kenntnis zu nehmen und die Departemente zu ersuchen, die Konzertanliegen beim Vollzug tourismuspolitisch bedeutsamer Sachgeschäfte angemessen zu berücksichtigen. Das über hundert



Seiten starke Papier spricht die Probleme offen an. Es weist auf die problematische Saisonalität, den Dienstleistungscharakter sowie das grosse Umweltisiko des Tourismus hin, auf Konflikte zwischen der Berglandwirtschaft und dem Tourismus, auf dessen gesellschaftspolitisches und kulturelles Gefährdungspotential, die Kommerzialisierung der menschlichen Erholung ... Demgegenüber soll die künftige Tourismuspolitik den Menschen mit seinen körperlicher, seelischen, sozialen und wirtschaftlichen Bedürfnissen ins Zentrum aller Überlegungen stellen. Es soll zudem »ein möglichst breites Branchenspektrum gefördert werden, um touristische Monokulturen zu verhindern«. Und an Vorschlägen fehlt es nicht. Das Tourismuskonzept führt ziemlich detailliert auf, was Gemeinden und Kantone machen könnten, um bei der Tourismusförderung die natürliche Umwelt mehr zu schonen und die Interessen der Betroffenen besser zu berücksichtigen.

U. Mäder, *Sanfter Tourismus*

Als besonders problematisch ist die Tendenz zur räumlichen Konzentration des Fremdenverkehrs im Alpenraum zu sehen. So entfielen beispielsweise 1972 in Tirol 60,5 Prozent der fast 30 Millionen Fremdennächtlungen auf nur 15 Prozent aller Gemeinden, die über die Hälfte (50,7 Prozent) des gesamten Tiroler Bettenangebotes verfügte. In Graubünden, das 1976 18 Prozent aller Schweizer Fremdennächtlungen verzeichnete, konzentrierten sich 65,9 Prozent aller Übernachtungen auf nur sieben Prozent der insgesamt 220 Gemeinden. Diese starke Konzentration wird aber von vielen Gästen als durchaus störend empfunden. Nach Befragungen des Deutschen Alpeninstitutes in München hat zum Beispiel 1975 mehr als die Hälfte der Urlaubsgäste in den bayerischen Gemeinden Garmisch-Partenkirchen, Mittenwald und Oberammergau angegeben, daß diese Orte »stark überlaufen« seien.

Lukschanderl, *Rettet die Alpen*

und in einer neuen Haltung bei Touristen

In der Schweiz rechnet man mit über 1/4 Mio. aktiven Langläufern. Langlauf ist zum Massensport geworden. Die Gesamtbesucherzahl der Langlaufstope Rothenthurm wurde 1980/81 mit rund 72.000 Besuchern ermittelt, davon zwei Drittel an den Wochenenden. Spitzenwerte an »schönen Sonntagen« werden mit 3.200 Besuchern angegeben.

9. Diese Tendenz ist als Teil der Entwicklung zu sehen, in der unsere Gesellschaft steht. Die Dienstleistungen, die geschaffen worden sind, um das Leben der Bürger zu erleichtern, köppen in ihrer Funktion um. Die Kosten, sie am Leben zu erhalten sind größer, als der Vorteil, der aus ihnen erwächst. Sachzwänge verhindern aber, daß sie abgeschafft werden.

Für unseren Fall heißt das: Erholung ist oft nur deshalb Erholung, weil das Leben am Erholungsort weniger aufreibend ist, als am Herkunftsort.

10. Daher der Ruf nach dem »Sanften Tourismus«. Sanfte Tourismusformen lassen nicht auf Änderung der Situation hoffen, wenn sie nicht einen Dialog zwischen Reisenden und Bereisten einschließt, der über das Schema von Angebot und Nachfrage hinausgeht.

Der Tourismus kann in diesem Zusammenhang eine wichtige Rolle spielen, wenn er den Menschen — wenigstens für einige Wochen oder Monate im Jahr — wieder ein Leben mit und in der Natur ermöglicht. »Sanfter Tourismus« sollte ein Lernvorgang sein, der über die Urlaubszeit hinaus anderes Verhalten und andere Zukunftsziele erschließt.

R. Jungk, *Für eine Zukunft mit Zukunft. Thesen zum Einleitungsvortrag zu den Toblucher Gesprächen 1985*

Die Erklärung

Diese letzte Aussage möchte ich näher erlautern und sie in Zusammenhang zu den Thesen bringen.

Im vernetzten System Alpen hat auch die Wirtschaft eine genau zu bestimmende Funktion. Die Alpen sind keine Natur, sondern eine Kulturlandschaft. Das ursprünglich von der Berg-Landwirtschaft geprägte Bild der Alpen ist heute in weiten Gebieten vom Tourismus mitgeprägt, manchmal neben anderen Wirtschaftsformen (Kleinindustrie, Handwerkszonen), manchmal vom Tourismus allein. In einzelnen Fällen ist die Prägung durch den Tourismus sogar total (z.B. Gröden, Cortina).

Im allgemeinen läßt sich sagen, daß in Südtirol der Fremdenverkehr einer der tragenden Wirtschaftspfeiler ist, der eine relativ stabile Wirtschaftslage garantiert. Die Warnungen und Prophezeiungen derer, die sagten, mit dem Fortschreiten der Krise würde auch der Fremdenstrom ausbleiben, wurden mit Lügen gestraft. Die Tourismusverbände sprechen immer wieder von Rekordseasonen. Auch wenn sich der Trend verschiebt, -- mehr Ankünfte, kürzere Aufenthalte -- die Gaststätten haben tatsächlich immer noch solide, wenn auch nicht Rekordauslastungen.

Die Aussage der LEP-Pläne von 1971 bis 1981, Südtirol sei ein »Erholungsgebiet von europäischem Rang« scheint sich zu bestätigen, umso mehr, als die Erholung für »Verschleißgebiete von europäischem Rang« immer mehr zur Notwendigkeit wird. Denn der seelische und körperliche Verschleiß der arbeitenden Menschen in den Industriegebieten nördlich und südlich der Alpen wirkt immer stärker und schneller, je mehr sich die Krise verschärft.

Wer also Verschleißerscheinungen spürt, fährt in den Urlaub, der um so länger, häufiger und extravaganter ausfallen wird, je höher das Einkommen ist.

Wer ein zu niedriges Einkommen hat, um sich einen Urlaub leisten zu können, ist deshalb in dieser Lage, weil die Gesellschaft an seiner Erholung in viel geringerem Maße interessiert ist.

Aus der rückläufigen Aufenthaltsdauer und den zunehmenden Ankunftszeiten können wir also schließen, daß immer mehr die mäßig bis gut verdienende Verschleißmittelklasse zu uns kommt, die zwischen den beiden genannten Extrembeispielen anzusetzen ist. Immer mehr fallen die unteren Schichten weg.

Deshalb der Rückgang des Tourismus aus der Bundesrepublik, deshalb die Notwendigkeit der Werbung in den gutbürgerlichen Zentren Oberitaliens (Bologna, Modena).

Für diese Mittelschicht ist also Südtirol eingerichtet. Dieser Mittelschicht aus den Wirtschaftszentren in nördlicher und südlicher Nachbarschaft, je nach Verkehrslage in engerem oder weiterem Sinne, die Dienstleistung Erholung zu bieten, das ist die Rolle Südtirols im System der internationalen Arbeitsteilung. Die Fremdenverkehrswerbung in Übersee ist daher höchstens für einige erlesene Zentren interessant, im allgemeinen aber den Aufwand nicht wert.

Nun ist es bekannt, daß bei Erfüllung der Aufgabe als Erholungsgebiet allmählich das Kapital »Landschaft« verbraucht wird.

Es ist nicht unbegrenzt verfügbar und diese Tatsache dringt allmählich ins Bewußtsein. Daher der Ruf nach einer neuen Einstellung.

»Von den Zinsen leben, nicht vom Kapital«.

Daher der Ruf nach Gebieten im »Urzustand« (Naturparks, geschützte Zonen usw.), daher der Ruf nach dem »Sanften Tourismus«.

Allein die Angst, der Fremdenverkehr könne zurückgehen, weil die Touristen nicht in eine verbaute Umwelt kommen wollen, ist nur zum Teil berechtigt. Ein Teil mag ausbleiben, ja, und sich anderswo ein neues Gebiet suchen. Dafür kommen andere in Massen nach. Denn das Bedürfnis nach nahen Erholungsgebie-

ten ist zu groß, als daß die Massen aus den Metropolen darauf verzichten würden, nur weil diese nicht ihren Vorstellungen entsprechen. Man nimmt eben, was geboten wird. Ein Urlaub im Disneyland Gröden ist für den Facharbeiter oder Angestellten aus dem Wohnsilo an der Peripherie von Mailand oder Wuppertal noch allemal eine Erholung, wenn auch nicht die optimale.

Gerade die Verschärfung der Krise macht das Leben in der Großstadt immer unerträglicher, und das Bedürfnis nach Kurzurlaub und Wochenenderholung mit einem sicheren Angebot an Unterhaltungs- und Sportmöglichkeiten wird immer dringlicher. Nur wegen der Landschaftszerstörung wird also der wirtschaftliche Segen des Tourismus nicht ausbleiben.

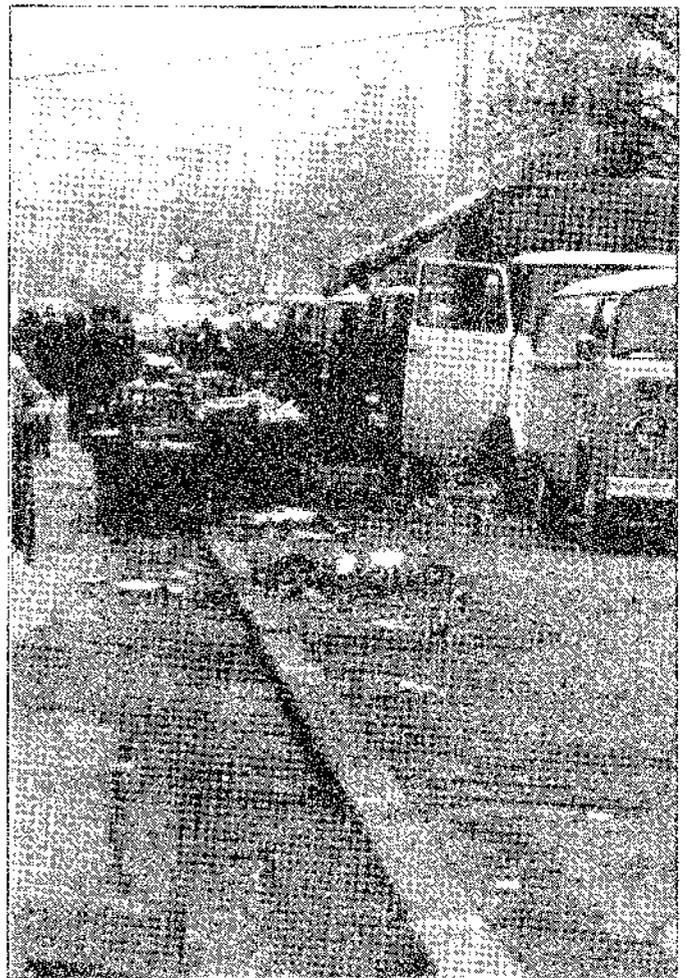
Die Landschaftszerstörung muß nicht etwa deshalb aufhören, weil sie Kapital, sondern weil sie die Natur als Lebensgrundlage verbraucht. Denn wir können auf weite Sicht zwar ohne Kapital, nicht aber ohne Natur leben.

Der sanfte Tourismus darf sich deshalb nicht auf Wanderpfade als Alternative zu Seilbahnen beschränken.

Das Massenwandern in unseren Naturparks mit Schutzhütten und Hotels, die ihre Energie aus Diesel-Aggregaten beziehen, pro Kopf mehr Müll erzeugen als ein Haushalt, die ihre Abwasser in Bergbäche leiten, die von tausenden von Menschen besucht werden, aus den Nähten platzen, erweitert werden, um sich bald wieder als zu klein zu erweisen: das ist nicht sanfter, sondern knallharter Wirtschaftstourismus, der bestenfalls ein Umweltschutz-Alibi denken beinhaltet.

Sanft ist ein Tourismus, der sich in eine Kulturlandschaft einfügt, ohne sie grundlegend zu verändern.

Sanft kann ein Tourismus nur dort sein, wo er nicht tragender, sondern ergänzender Wirtschaftsfaktor ist.



Sanft kann Tourismus nur sein, wenn er in seine Entscheidungen alle Beteiligten miteinbezieht: den direkten Gastgeber, den Gast, die Leute, die im Gebiet leben.

Sanft kann Tourismus nur sein, wenn er zum Ziel hat, die Erholung als Notwendigkeit einzuschränken, wenn er also zum Ziel hat, das Leben in den »Verschleißgebieten« lebenswerter, weniger anstrengend zu machen.

Sanfter Tourismus ist also kein fertiges Konzept, sondern ein Prozeß, ein zukunftsorientiertes Projekt.

Ich glaube, gerade an der Plose würde die Chance verpaßt, ein für ganz Europa richtungweisendes Experiment zu verwirklichen.

Der ziemlich utopische Vorschlag für die Ausarbeitung eines Gebietsplanes Brixen-Plose

Ziel ist nicht die fortschreitende Verbauung der Landschaft, als Folge des Einstiegs in den Teufelskreis Konkurrenzfähigkeit, sondern die allmähliche Verwiddlung eines sanften Tourismuskonzeptes, wobei vor allem vor Augen zu halten ist, daß der Verbrauch von Landschaft in den Erholungsgebieten nur durch die Einschränkung der Umweltzerstörung in den Verschleißländern gestoppt werden kann.

Alle bestehenden technischen Einrichtungen und Infrastrukturen werden in ihrer Substanz belassen und mit der sozialen, wirtschaftlichen und ökologischen Struktur in Einklang gebracht.

Also:

Die alte Plose-Seilbahn bleibt stehen. Sie wird natürlich instandgehalten, sodaß jedes Unfallrisiko ausgeschlossen ist. Die Anzahl der Lifte wird auf die Kapazität der Seilbahn abgestimmt, sodaß sie möglichst ausgelastet sind, ohne daß es unnötig lange Wartezeiten gibt. Daneben wird ein Winter- und Sommerprogramm entwickelt, das neben Langlaufloipen, Rodelbahnen, Naturlehrpfaden, Kursen verschiedener Art u.dgl. mehr, die bestehenden Infrastrukturen für einen sozialen Tourismus nützt (Kinder-, Familien- und Seniorenferien usw. in Zusammenarbeit mit den zuständigen Ämtern und Stadtverwaltungen).

Die Hotels und Gaststätten werden »sanft« geführt: alternative Energieformen und die Verwendung von vorwiegend einheimischen Produkten bei Gebrauchsgütern und Lebensmitteln sind sozusagen das Markenzeichen des Gebietes. Dadurch werden die Kosten für Transport, Verpackung, Müllbeseitigung stark gesenkt und die lokale Landwirtschaft und das Handwerk unterstützt. Studien- und Fallbeispiele für ein solcherart organisiertes Gebiet gibt es inzwischen in den Alpen mehrmals.

Das Projekt ist aber keinesfalls nur Selbstzweck, dient nicht zuletzt als Muster und als Studienbeispiel auf internationaler Ebene. Deshalb sollte es von der EG auch unterstützt werden. Wahrzeichen des Gebietes ist ein Studienzentrum für Kongresse, Kurse, kulturelle Aktivitäten aller Art, in dem vor allem die mit dem Experiment verbundenen Probleme erörtert werden.

Anzustreben ist das Ganze schrittweise, nach einem in großen Umrissen festgelegten Plan und unter möglichst breiter Beteiligung der gesamten Bevölkerung (und auf weite Sicht, Warum nicht auch den Touristen?), wobei mir die Genossenschaft als geeignetste Organisationsform erscheint. Alle direkt interessierten Berufsgruppen können dabei erfaßt werden (Bäcker, Fleischer, Tischler usw.).

Ich bin mir im klaren darüber, daß ich da eine Utopie vorgezeichnet habe, die in diesem Ausmaß wohl kaum verwirklicht werden wird.

Aber abgesehen von dieser Skizze halte ich es für angebracht, landesweit folgende Prinzipien in die Fremdenverkehrspolitik einzubauen:

1. Zur Tätigkeit der öffentlichen Einrichtungen für den Fremdenverkehr (Assessorate, Kurverwaltungen) gehört das Studium über die Auswirkungen des Tourismus in der sozioökologischen Struktur und die Information darüber an Einheimische und Touristen.

2. Dieses Studium und das der Möglichkeiten eines anderen Tourismus wird Unterrichtsfach an den Fachschulen.

3. Es ist untragbar, daß öffentliche Einrichtungen oder öffentlich finanzierte Initiativen sich ausschließlich für harte Tourismusformen stark machen. So geschehen teilweise in der Untersuchung Südtirol 1981; so regelmäßig, wenn ein Gemeindeausschuß, Assessor, Bürgermeister hinter einem Erschließungsprojekt steht. Es wird nicht einmal gesagt, daß es anderswo anders gemacht wird. Die Alternative heißt immer: Entweder so oder totaler Wirtschaftsbankrott.

4. Die Initiative für alternative Projekte wird besonders gefördert und besonders unterstützt. Das Grundprinzip für die Subventionspolitik muß heißen: Je umweltfreundlicher, desto mehr. Keine Unterstützung für eine Küche, die nicht abbaubare Spülmittel verwendet. Denn: die Kosten für die Entsorgung sind größer und fallen auf die Allgemeinheit.

5. Der »Dialog« mit den Touristen wird Bestandteil der Fremdenverkehrswerbung. Es werden auf den Prospekten nicht nur die Sonnenseiten des Landes gezeigt, sondern das Land, so wie es ist, in seiner ganzen problematischen Wirklichkeit. Mit öffentlichen Geldern soll informiert werden, nicht geschwätzt. »Auf jeden Südtiroler kommen 40 Rebstöcke« (Landesverkehrsamt).

Spezialbier-Brauerei

FORST

Frisch · Fresca · Fraîche · Fresh

DER KAMPF UM DIE ARBEITSZEITVERKÜRZUNG

nach dem zweiten weltkrieg lagen große teile europas in trümmern. die städte mußten wieder gebaut werden. es gab viel zu tun. bis in den sechziger jahren hinein dominierten die investitionen, die zum ziel hatten, zugleich die produktion und den markt zu erweitern.

voraussetzung war, daß das volumen der produzierten guter schneller wachsen mußte als die produktionskosten.

der arbeitsmarkt lag damals noch im schlepptau der produktionskapazitäten. investieren bedeutete gleichzeitig arbeitsplätze schaffen.

die längste wachstumsperiode in der geschichte des kapitalismus findet offiziell 1974 ihr ende. wir befinden uns inmitten einer krise der überakkumulation (überproduktion). es tritt eine sättigung des marktes ein. die häuser sind wieder gebaut, die bäuche gefüllt.

in dieser neuen wirtschaftsphase besteht das hauptziel nicht mehr nur in investitionen um das produktionsvolumen zu erweitern, sondern auch darin, die veraltung der produkte, die substitution eines produkttyps durch einen anderen, zu beschleunigen (sogenannter moralischer verschleiß).

neben der beschleunigung des umschlags als faktor des wachstums des wirtschaftsvolumens gesellt sich ein neuer hinzu (er spielte eigentlich seit der geburt des kapitalismus eine bedeutende rolle): produktivitätssteigerung d.h. mit geringeren produktionskosten (mit geringerem arbeitsaufwand) die gleiche menge an gütern produzieren zu können.

investitionen in neue produktionsverfahren, in neue maschinen dank revolutionärer durchbrüche in technologie und wissenschaft. (der begriff »rationalisieren« hat in der alltagsprache seinen festen platz gefunden) (rationalisierung: verstehen wir einen intellektuellen und praktisch gesellschaftlichen prozess bei dem wir die potenz der analyse auf jedes ökonomische verfahren anwenden, um ein optimales ergebnis zu erzielen in bezug auf ziele, die als gültig betrachtet werden.

(profit).
d.h. eine zergliederung eines arbeitsprozesses in eine vielzahl von einfachen tätigkeiten (arbeitsteilung z.b. fließband), jedoch eine gleichzeitige wiederzusammensetzung der teile nach einem dem ziel angemessenen verfahren.)



ein beispiel:

ein konzern produziert jährlich 100.000 autos mit einer belegschaft von 10.000 arbeitern. auf dem markt werden maschinen angeboten, mit denen man die gleichen 100.000 autos produzieren kann, doch mit einer belegschaft von nur 1.000 arbeitern. die kosten der neuen maschinen werden nicht höher sein als die der entlohnung von 9.000 arbeitern (andernfalls wäre es rentabil mit 10.000 arbeitern die autos herzustellen).

nehmen wir an, die gekauften maschinen kosten soviel wie die entlohnung von 4.000 arbeitern, d.h. 4.000 entlassene arbeiter werden maschinen herstellen.

man muß 5.000 arbeitslose. die preise der autos bleiben jedoch (mir ist in den letzten jahren keine deflation bekannt geworden). wir wollen der frage nicht nachgehen, wer das geld hat, um die autos zu kaufen; der autokonzern hat es nicht, denn er investiert in brasilien um dort arbeitsplätze zu schaffen!

streikt jeder mensch hat ein recht auf arbeit. die 5.000 beschäftigten sehen das ein. eine 20-stunden-woche und jeder wäre zufrieden. aber bei gleichem lohn! die arbeitgeberseite ist daraufhin belei-

digt. erweiterung der belegschaft nur mit entsprechenden lohnkürzungen, das ist auch selbstverständlich: wer weniger arbeitet, bekommt auch weniger geld. die gewerkschaft lenkt ein.

wir schreiben das jahr 2009 (übrigens das 200. todesjahr andreas hofers).

10 arbeiter auf dem staatsgebiet produzieren die güter für den gesamten bedarf der bevölkerung. 20.000.000 arbeitslose. im konkurrenzkampf überlebte nur der autokonzern.

streikt. jeder mensch hat ein recht auf arbeit, die 10 beschäftigten sehen das ein. und wieder mit dem gleichen floskel: bei gleichem lohn. das managemens laßt nicht mit sich reden. die produktionskosten (d.h. die preise dürfen nicht steigen). die ausländische konkurrenz liegt auf der lauer, die 10 beschäftigten beginnen ihr einkommen — 500.000.000 jährlich — zu teilen, 25 lire pro kopf. 60 jahre arbeit für ein brüchchen mit schokoladencreme. und es passiert etwas seltsames: preisstabilität. ein verdienst der regierung. das realeinkommen der arbeiter steigt erstmals wieder merklich an.

Heinrich Zwischenbrugger

NEUES AUF DEM SÜDTIROLER ARBEITSMARKT

Das Bruttosozialprodukt, so unsere Wirtschaftsexperten, ist die Gesamtheit aller Güter und Dienstleistungen, die in einem bestimmten Zeitraum produziert werden. Bruttosozialprodukt, Arbeit, Wohlstand, die Zauberwörter der 80er Jahre. Am 10. Februar war es wieder so weit. Menschenschlangen vor den Kiosken. Rückblick auf das Jahr 85: nur + 1,85 % waren es dieses Mal. Das Jahr 86 soll ein gutes werden, prophezeit man uns.

Arbeit bei der Müllbranche. Sie expandiert. Man rechnet mit einem Zuwachs von 87 %. Endlich Wohlstand.

Unter Wirtschaftskreisen Südtirols spricht man von neuen Betriebsniederlassungen ausländischer Firmen in der Bozner Industriezone. Die Verschlechterung der Luft in Bozen wird auch für Südtirols prekäre Arbeitsmarktlage einen interessanten Markt eröffnen:

Produktion von Klimaanlage und Gasmasken. Zirka 1250 — 1300 Arbeiter

werden eine Beschäftigung finden. Die SVP setzt zur Zeit der Investitionsfreudigkeit des italienischen und ausländischer Kapitals ein politisch motiviertes Veto entgegen.

»Nur weil das einheimische Kapital, so die SVP, nicht rechtzeitig auf diesen neuen Wirtschaftstrend reagiert hat, soll ihm nicht mittelfristig dieser Markt verschlossen bleiben.« Protest wird jedoch seitens der Gewerkschaften angemeldet: bei mehr als 10.000 Arbeitslosen dürften Impulse der Wirtschaft nicht abgeblockt werden. Was zu tun ist, sind Umschulungskurse zu organisieren, um den neuen Betrieben entsprechend ausgebildete Arbeitskräfte anzubieten!

Ein interessantes Angebot für die Studenten kommt aus dem Ostblock. Die Kernkraftwerke werden über die Sommermonate einer Säuberung unterzogen. Kost und Verpflegung übernimmt der Staat. Der Lohn liegt über den Tarifen Südtirols. Grünes Licht der Landesregie-

rung steht jedoch noch aus: die Südtiroler Studenten stünden schutzlos einer kommunistischen Ideologie gegenüber. Die SIF beruhigte die Landesväter mit dem Argument, daß bis dahin die Produktion der Schutzmasken in der Bozner Industriezone anlaufen würde und die Studenten ausreichend mit diesen versorgt wären und daher diese Gefahr gebannt sei.

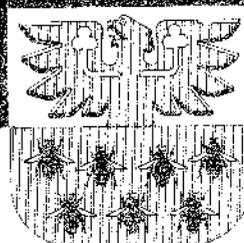
Selbst die progressiven Frauengruppen Südtirols wollen einen konstruktiven Beitrag zur Anhebung des Bruttosozialproduktes leisten. Eine ihrer zentralen Forderungen lautet: Der sexuelle Dienst am Gatten soll durch die Prostitution abgelöst werden.

Hoffnungsvolle Jahre kommen auf uns zu. Das Bruttosozialprodukt steigt. Nach amtlichen Schätzungen soll die Arbeitslosigkeit schon ab 1990 unter 0,5 % sinken. In Südtirol ist wieder was los. Es wird wieder in die Hände gespuckt.

Heinrich Zwischenbrugger

Geben Sie Ihrem Geld die besten Chancen!

Südtiroler
Landessparkasse



Mit uns kann man reden!

Ulrich Ladurner

VIVA LA CRISI

oder

WIE SCHÖN IST'S DOCH BEI UNS IN SÜDTIROL

Wir wußten es schon lange. Die anderen wissen es zwar auch, aber wir wissen etwas mehr.

Was alle wissen: Italien ist unregierbar, Italien ist gleich Chaos, in Italien geht jede Regierung an unergründlichem, schrecklichem Sumpffieber verloren, Italien ist korrupt, kriminell, aber doch noch nicht im Mittelmeer versunken, dem Tode geweiht und gerade darum so schön, so anrühlig, so herrlich byzantinisch.

Was wir allen voraus haben: wir leben die Alternative!! Wir praktizieren die Zukunft, die Ordnung (in Freiheit natürlich!), die Ehrlichkeit, die Sauberkeit, die Geradlinigkeit ... Also bitte! Warum sich um den römischen Sumpf kümmern?? Erstens gehören wir sowieso nicht ganz dazu und zweitens wollen wir eh bald wieder weg! Oder etwa nicht?

Sumpf ist Sumpf und wir sind wir! Na ja, ihr römische Chaoten schaut's uns an! Ihr könnt's was lernen. Aber bitte, wenn Ihr kommt, dann bleibt nicht zu lange, sonst müssen wir uns glatt noch um eure Probleme kümmern.

Der »Falk« Italien

Wenn man von Italien spricht, spricht man meistens vom »Falk« Italien. Die oft sehr publikumswirksame Ausschlachung der in fast allen Belangen rekordträchtigen Republik, ist in den europäischen Medien zu einem gängigen Topos geworden. Die vielen Vorurteile verschleiern aber oft den Blick auf die wahren Probleme Italiens. Nicht, daß ich behaupten möchte, alles sei in bester Ordnung, es geht mir allein um eine ernsthafte Analyse des »Falles« Italien.

Die Südtiroler Medien jedenfalls können sich nicht gerade damit brüsten, den politischen Problemen Italiens (ausgenommen natürlich, es geht um Autonomiefragen) mit gebotener Aufmerksamkeit entgegenzutreten. Das hat man auch im vergangenen Sommer gut beobachten können. Das langlebige Kabinett in der Nachkriegsgeschichte Italiens trat zurück. Der Sozialist Craxi war über einen »unerwarteten« Vertrauensentzug aus den eigenen Reihen gestolpert. Die Spekulation über das Wie und Warum füllten die Zeitungsspalten und halfen den Medienmachern das oft so flane Sommerloch zu überwinden. Bei uns, im heiligen Land, konnte man wieder einmal schmunzeln. Denn, wie man's macht und wo's politisch langgeht, wissen wir eben schon lange.

Die Krise der Regierung Craxi

Der Rücktritt des Kabinetts Craxi ist für den aufmerksamen Beobachter nicht überraschend gekommen. Die Art wie diese Krise ausgebrochen ist, mag etwas Unergründliches an sich haben, ist aber von zweitrangiger Bedeutung. Sicher, ich will nicht abstreiten, daß die Taktiken der Parteien, die ad hoc-Entscheidungen ihrer Führer, nicht ihre Bedeutung hätten. Natürlich sind solche »Abkommen«, wie das zwischen DC und der PSI über die Ablöse des sozialistischen Ministerpräsidenten durch einen Mann der DC im kommenden März relevant. Schließlich hat ja diese Konstruktion zur Konstituierung des gegenwärtigen Kabinetts geführt. Weichen Stellenwert solche Praktiken in Wahrheit haben, kann erst deutlich werden, wenn man sie in den richtigen Kontext einordnet. Hier stoßen wir auf die ökonomisch-politische und kulturelle Basis, auf der solche Erscheinungen erst möglich werden. Der römische Sumpf ist nicht irgendein vom Himmel gefallenes Übel, er ist Ergebnis ganz bestimmter Voraussetzungen.

Diese Regierungskrise (wie letztlich jede Krise) muß Anstoß geben zur Analyse der italienischen Problematik. Betrachtet man den Sturz Craxis von diesem Standpunkt aus, ergeben sich mehrere Fragen: Hat die Regierungsformel des »Pentapartito« ausge-

PERCHÉ NON MI BACIATE?
 V. ASSICURO CHE MI
 TRASFORMERÒ
 IN UN ECCELLENTE GOVERNO.



dient? Ist die Wirksamkeit des sogenannten »Craxismo« verpufft? Oder ist etwa diese Krise nur Ausdruck des morschen politischen Systems Italiens?

Das italienische Parteiensystem

Italien ist ein Vielparteiensystem. Ein fast perfektes Verhältniswahlrecht begünstigt eine solche Situation. Im italienischen Parlament sind ganze elf Parteien vertreten. Das dürfte in den westeuropäischen Demokratien Rekord sein. Diese Vielfalt darf aber nicht täuschen. Mit der DC und der PCI dominieren zwei übermächtige Parteien die politische Bühne. Beide sind mit mehr als 30% (DC) und mit knapp weniger (PCI) die entscheidenden Einflußgrößen.

Für die Entwicklung des politischen Systems Italiens lassen sich drei Grundkonstanten ausmachen. Erstens: Die Dauerregierung der DC; zweitens: die Dauernichtregierung der PCI; drittens: die chronische Schwäche (an Wähleranteil) der Parteien des sogenannten laizistischen Blocks.

Die DC ist seit 1945 ununterbrochen an der Macht. Eine Tatsache, die die Geschichte der Republik Italien ganz entscheidend prägte. Auch dies ist einmaliger Rekord in den westeuropäischen Demokratien. Die Ursachen für dieses Phänomen sind vielschichtig. Man wird dem Erfolg der DC am ehesten auf die Spur kommen, wenn man die Struktur der Partei skizziert.

Die DC ist außerordentlich stark fragmentiert. Innerhalb der Partei sind eine Reihe von Interessen in sogenannten »corrente« organisiert. Auch wenn es Parteisekretär De Mita beim vergangenen Parteikongreß gelungen ist, die Fraktionen zu vereinheitlichen, bleibt die breite Interessensstreuung innerhalb der DC ein Charakteristikum. Durch die Aufspaltung ist es der DC gelungen, manchmal ganz unvereinbare Sektoren der italienischen Gesellschaft zu verbinden. Der Preis dafür war natürlich häufig die Blockierung des Entscheidungsprozesses, vornehmlich auf Parlaments- und Regierungsebene.

Der einmalige Erfolg der DC stützt sich außerdem auf vier Grundpfeiler: den Katholizismus, die klientelistische Durchdringung des Staates, den Interklassismus und den Antikommunismus. Diese vier Faktoren, in den verschiedensten Kombinationen eingesetzt, haben diese Partei bis heute an der Macht gehalten.

Der PCI ist als eine 30%-Partei gekennzeichnet vom Trauma der Nichtbeteiligung an der Regierung. Die Kommunisten, denen es von 1946 (18,9% der Stimmen) bis 1976 (34,4%) immer gelungen ist, Stimmen zu gewinnen, und die sich seit ihrem Spitzenwert bei den Wahlen 1976 bei 30% stabilisiert haben, warten bis heute vergeblich darauf, mitzuregieren. In den 70er Jahren,

in denen die italienische Republik wohl die schwerste Krise ihrer Geschichte erlebte (prekäre Wirtschaftslage, Terrorismus, keine parlamentarische Mehrheit für eine Regierung), waren es die Kommunisten, die durch ihre Strategie des »Historischen Kompromisses« und ihre Praxis die »Nicht-Mißtrauens« ganz entscheidend zur Stabilisierung Italiens beigetragen haben. Direkt an der Regierung beteiligt wurden sie aber nicht, es war ihnen nur der Vorhof der Macht eröffnet worden. Die vorgezogenen Wahlen im Jahre 1979 haben bewiesen, daß die Wähler diese Rolle des PCI nicht honorieren wollten (30,4%). Seitdem verfolgt der PCI eine Strategie, die vornehmlich gegen die DC gerichtet ist und sich von der Überzeugung nährt, daß eine wirkliche Regierungsalternative nur gegen diese Partei durchsetzbar ist. Trotz der auf regionaler Ebene bewiesenen administrativen Effizienz, trotz der Mäßigung ihres Programms, trotz des Bruches mit Moskau anläßlich der Ereignisse in Polen und Afghanistan zu Beginn der 80er Jahre und trotz der innerparteilichen Demokratisierung bleibt der PCI von der Regierungsverantwortung ausgeschlossen. Die »conventio ad excludendum« bleibt die eiserne Regel der italienischen Innenpolitik.

Die Parteien des sogenannten laizistischen Blocks (PLI, PRI, PSDI, PSI) sind, ausgenommen der PSI, traditionell schwach. Ihre Macht beruht weniger auf ihrem Anteil an Wählerstimmen (1983: PSI 11,4%; PSDI 4,1%; PRI 5,1%; PLI 2,9%), als vielmehr auf ihrer Stellung als Mehrheitsbeschaffer. In der Regierung sind diese Parteien überproportional vertreten und bestimmen somit ganz entscheidend die italienische Regierungspolitik mit. Am geringen Wähleranteil dieser Parteien wird sich auch in Zukunft nichts ändern, außer der PSI gelingt der so stark ersehnte Sprung nach vorne.

Es ergibt sich nun ein Gesamtbild der politischen Realität Italiens, die sich folgendermaßen skizzieren läßt:

Trotz der Vielzahl von Parteien, ist Italien ein »Quasi«-Zweiparteiensystem. Der entscheidende Unterschied zu anderen Zweiparteiensystemen ist der, daß es keine zeitliche Gewaltenteilung, d.h. keinen Wechsel an der Regierung gibt. Eine Situation, die Giorgio Galbi mit dem Begriff »Bipartitismo imperfetto« treffend umschrieben hat. Die Alternanz an der Regierung ist eine der Grundvoraussetzungen parlamentarischer Systeme. Italien hat eine Grundvoraussetzung des Parlamentarismus bis zum heutigen Tag nicht erfüllt.

Die Linke Italiens ist bis heute nicht mehrheitsfähig und noch dazu äußerst heterogen (PCI, PSI, DP, linke Splitterparteien wie Manifesto, Sinistra Indipendente, PR). Die italienischen Wähler gruppieren sich in ihrer Mehrheit um das Zentrum. Auch dieses politische Lager ist äußerst heterogen, hat sich aber bis heute seine »Regierungsfähigkeit« erhalten. Nicht zuletzt aufgrund der Anpassungsfähigkeit der größten Partei dieses Lagers, der DC. Zu Beginn der 60er Jahre beispielsweise öffnete sich die DC nach »links« und koalierte mit dem PSI im »centrosinistra«. Damit hatte sie die Türen für einen Regierungseintritt des PCI noch fester verschlossen und den »bipartitismo imperfetto« etabliert. Das Zentrum hat sich als stärker erwiesen. Es ist ihm gelungen, eine wesentliche Kraft der Linken abzuspalten und an der Regierung zu beteiligen, ohne selbst die Macht zu verlieren.

Die Genese des »pentapartito«

Die Fünferkoalition hat eine bewegte Vorgeschichte. Als Ausgangspunkt für meine Betrachtung wähle ich, ohne jetzt andere historische Voraussetzungen vernachlässigen zu wollen, die Parlamentswahlen des Jahres 1976. Der PCI hatte bei diesen Wahlen mit 34,4% seinen historischen Höhepunkt erreicht. Die DC hatte sich um die 38% stabilisieren können. Die Formierung von Regierungskoalitionen war in dieser Situation äußerst schwierig. Trotz der hohen Stimmengewinne der Kommunisten, waren linke Koalitionsformeln nicht mehrheitsfähig. Zudem war eine von DP bis PRI reichende »Linkskoalition« aus rein politischen

Gründen kaum vorstellbar. Numerische Mehrheiten bestanden nur für eine DC-PSI Koalition und für eine Neuaufgabe des »centro-sinistra« (DC-PSI-PSDI-PR-SVP). Diese Möglichkeiten hatte die PSI von vornherein ausgeschlossen. Es blieb also nur die Formierung einer großen Koalition oder aber eine Art Notstandsregierung.

Die Jahre 1976 — 1978 wurden die Jahre des sogenannten »solidarietà nazionale«. Italien wurde in dieser Zeit von einer christdemokratisch besetzten »monocolore«-Regierung regiert. Die DC konnte sich durch die Konstruktion des »Nicht-Mißtrauens« — die Parteien des sogenannten Verfassungsbogens enthielten sich bei Abstimmungen im Parlament der Stimme — und durch eine indirekte Beteiligung des PCI bis Ende 1978 an der Regierung halten. Als Ende 1978 der PCI erkannte, daß sie die Verantwortung der unpopulären Austeritätsmaßnahmen jener Zeit tragen mußte, ohne die Früchte einer direkten Regierungsbeteiligung sammeln zu können, forderte sie den Eintritt ins Kabinett. Die DC lehnte ab und es kam zu Neuwahlen.

Die Wahlen vom dritten Juni 1979 fügten dem PCI zum ersten Mal in der Nachkriegsgeschichte empfindliche Verluste zu (30,4%). Die Strategie der »solidarietà nazionale« hatte sich für die Kommunisten nicht gelohnt, wohl aber für die DC. Sie konnte sich erholen und ihren Wähleranteil stabilisieren. Am wirklichen Kräfteverhältnis hatte sich trotz allem wenig geändert. Neu waren die koalitionspolitischen Perspektiven. Sie waren im wesentlichen auf zwei Möglichkeiten reduziert: erstens: eine veränderte Form der »solidarietà nazionale« und zweitens, eine Mitte-Links Regierung. Da nun ein Eintritt des PCI in die Regierung auszuschließen war, blieb nur die zweite Möglichkeit.

Eine Mitte-Links-Koalition bahnte sich an, aber unter erheblichen Geburtswehen. Bis zur ersten Formierung des »pentapartito«, sollte es noch zwei Jahre dauern. Die Regierung Spadolini I und II hielten sich nicht lange, die Koalitionsformel des »pentapartito« war zwar regierungsfähig, aber noch nicht stabil. In vier Jahren stürzten in Italien sechs Regierungen (Cossiga I und II, Forlani, Spadolini I und II, Fanfani), auch für Italien ein Rekord.

Die Wahlen von 1983 brachten wiederum keine entscheidenden Veränderungen. Die DC erlitt zwar eine empfindliche Niederlage (1979 38,3% 1983 32,9%), da aber die »untreuen« Wähler zum großen Teil ins laizistische Lager übergewechselt waren und zudem der PCI »nur« knapp 30% erreicht hatte, wurde sehr bald klar, daß es eine Neuaufgabe des »pentapartito« geben würde. In der Tat konstituierte sich bald die alte Koalition. Mit einem entscheidenden Novum: Ministerpräsident wurde, zum ersten Mal in der Geschichte der italienischen Republik, ein Sozialist: Bettino Craxi. Dieser Mann hat in den letzten drei Jahren ganz entscheidend die italienische Politik bestimmt und dem »pentapartito« seinen Stempel aufgedrückt.

Der »Craxismo«

»Con il 10% si possono fare grandi cose«. Mit diesem Motto und mit 10% der Partei hinter sich wurde Bettino Craxi 1976 Parteisekretär der PSI. 1983 wurde er Ministerpräsident. Eine bemerkenswerte Laufbahn, ohne Zweifel. Aber das Bild des erfolgreichen Himmelsstürmer hat Risse bekommen. Nicht, daß es nie Craxi Kritiker gegeben hätte, aber nach einer mehr als dreijährigen Amtszeit kann man einiges aus der Distanz eindeutiger erkennen.

Als Craxi zum Parteisekretär gewählt wurde, hatte der PSI mit 9,6% der Stimmen den historischen Tiefpunkt erreicht. Entschlossen ging Craxi daran die Partei in seinem Sinne zu reformieren. Er hat sie einer straffen Führung unterworfen und auf seine Person eingeschworen. Bereits 1981 war seine Stellung innerhalb des PSI unanfechtbar, er war zum großen »leader« aufgestiegen. Waren es vor Craxi noch Männer wie de Martino und Lombardi, die von einer (positiven demokratischen Verände-

rung des italienischen Gesellschaftssystems], von einer sozialistischen Umwandlung des Systems träumten, sind es heute Männer wie Martelli, De Michelis und vor allem Craxi, die eindeutig auf einen pragmatischen Kurs setzen. Nicht mehr große gesellschaftliche Zielvorstellungen bestimmen das Vorgehen der Partei, vielmehr sind es die kleine Reformen innerhalb des Systems, die angestrebt werden. Die Programmierung tritt eindeutig zurück, zu Gunsten der direkten Umsetzung von Politik. Die alte Linke in der Partei, die »Lombardiani«, haben bis 1981 durch den konsequenten Ausbau der persönlichen Macht Craxis, ihren bestimmenden Einfluß verloren. Die »corrente« innerhalb des PSI wurden ausgeschaltet. Eine dermaßen strikte Ausrichtung einer Partei auf ihren Führer ist in der italienischen Parteiengeschichte einmalig. [War Mussolini nicht auch ein Sozialist?] Nachdem Craxi seine Position innerhalb des PSI dermaßen gestärkt hatte, ging er dazu über sich konsequent für eine Regierungsbeteiligung einzusetzen. 1979 waren die Voraussetzungen dafür günstig. Die einzige realistische Koalitionsformel war eine Mitte-Links-Koalition. Dem PSI fiel in dieser Lage die Rolle des Königmachers zu. Es sollte zwar noch einige Jahre dauern und es benötigte noch neuerliche Wahlen, aber 1983 war Craxi an sein Ziel gelangt: er wurde Ministerpräsident.

Hinter der Konsequenz und der Skrupellosigkeit mit der die PSI ihre einmalige strategische Position ausnutzte, standen folgende Grundüberzeugungen des Parteiführers: der PSI muß sich als ausgesprochene Reformpartei an der Regierung beteiligen; die PSI darf sich aber nur auf eine Koalition einlassen, in der sie zumindest gleichberechtigt ist; jede Unterordnung der PSI unter die DC, eine Situation, die im »centro-sinistra« der 60er Jahre ihren Vorläufer hat, ist strikt zu vermeiden; einmal in der Regierung wird der PSI ihre funktionale Bedeutung (als Mehrheitsbeschaffer) in eine substantielle Bedeutung (als Protagonist) umwandeln; dies wird ihm durch eine konsequente Reformpolitik gelingen, die vor allem Wähler aus den sogenannten aufstrebenden Schichten (»emergenti«) an den PSI heranführen wird (Wähler, die ihre Stimmen — das ist ein in den letzten Jahren eindeutig festgestellter Trend — nach rationalen Kriterien abgeben). Diese Grundannahmen, die man mit dem Begriff »Craxismo« umschreiben kann, bestimmen weitgehend die Politik des PSI und damit der Regierungskoalition.

Der PSI hat also ganz bewußt die Rolle der Regierungspartei übernommen. Anstatt sich für eine konsequente Oppositionspolitik zu entscheiden, versuchte Craxi die zentrale Stellung seiner Partei dafür zu nutzen, die Übermacht der DC und des PCI zu brechen. Er träumte von einer sozialistischen Partei, die zur entscheidenden Kraft in Italien werden sollte. Um nun nicht in der Regierung von der DC überrollt zu werden, schlüpfte der PSI immer wieder in die Rolle der Oppositionspartei, trennte sich aber strikt als Regierungspartei von den Kommunisten. Diese schizophrene Situation ist die Folge der strategischen Grundannahmen Craxis. Denn nur so kann diese Partei ihre funktionale Bedeutung in eine substantielle umwandeln.



Eine Bilanz

Der PSI hat sein Ziel nicht erreicht. Der Stimmenzuwachs hält sich wahrlich in bescheidenen Grenzen (ca. 2 — 3%) und die Stellung der Partei innerhalb der Koalition wird immer schwächer. Und das wäre ja alles nicht so schlimm (es ist ja nicht jeder Sozialist, oder?). Nur ist es gerade der PSI, der durch seine oben beschriebene Strategie ganz wesentlich zur Selbstblockierung der Fünfparteienkoalition beigetragen hat.

Vielleicht messen wir am besten den PSI und damit den »pentapartito« an seinen eigenen Reformansprüchen. In den Jahren der Regierung Craxi hat sich nicht viel bewegt. Eigentlich sind nur zwei Maßnahmen der Regierung von einschneidender Bedeutung: Der Abschluß eines neuen Konkordats (überfällig) und die Maßnahmen betreffend den illegalen Wohnungsbau.

Aber wo sind die anderen Reformen geblieben? Es gab weder die angekündigte Reform der Institutionen (Parlament, Senat), noch die Wahlrechtsreform, noch irgendeine entscheidende Re-

form im Justizbereich (z.B. Gefängnisreform). Auch das, was sich in Sachen Atomenergie tut, scheint mir eher einer koalitionspolitischen Logik zu folgen, als einer wirklich ernsthaften Energie- und Umweltpolitik.

Wenn man wohlwollend sein will, kann man die Senkung der Inflationsrate auf unter 5% und den Konjunkturaufschwung der italienischen Industrie zu den positiven Folgen in der Bilanz des »pentapartito« zählen. Aber die Arbeitslosigkeit bleibt in einem erschreckenden Maße hoch und die Auslandsverschuldung hat sich erhöht, und außerdem ist die Frage, ob der Wirtschaftsaufschwung hausgemacht oder Produkt der günstigen internationalen Voraussetzungen (Erdölpreis, Fall des Dollarkurses) ist, wohl auch nicht zu klären.

Sicher, es bleiben drei Jahre Stabilität. Für Italien ungewöhnlich. Aber was ist diese Stabilität, wenn sie doch nur einer Selbstblockierung des Systems gleichkommt. Die Koalitionsformel des »pentapartito« ist blutleer. Trotzdem wird sie sich noch für einige Zeit weiterschleppen, denn die Alternativen sind in einer »zweigeteilten Demokratie« spärlich gesät.

Thomas Benediktter

FRIEDENSINITIATIVEN IN SÜDTIROL IM SAND VERLAUFEN?

Wie manche andere gesellschaftliche und politische Entwicklung hat auch »die« Friedensbewegung, besser »die Friedensbewegungen«, Südtirol nur am Rande berührt. So sporadisch in den letzten Jahren einige Initiativen wie Vorträge, Friedenstage oder Friedensmärsche größeres Interesse wecken konnten, so schnell war das Interesse nach 1983, etwas konkret und persönlich für Abrüstung und gegen Kriegsvorbereitungen beizutragen, wieder geschwunden.

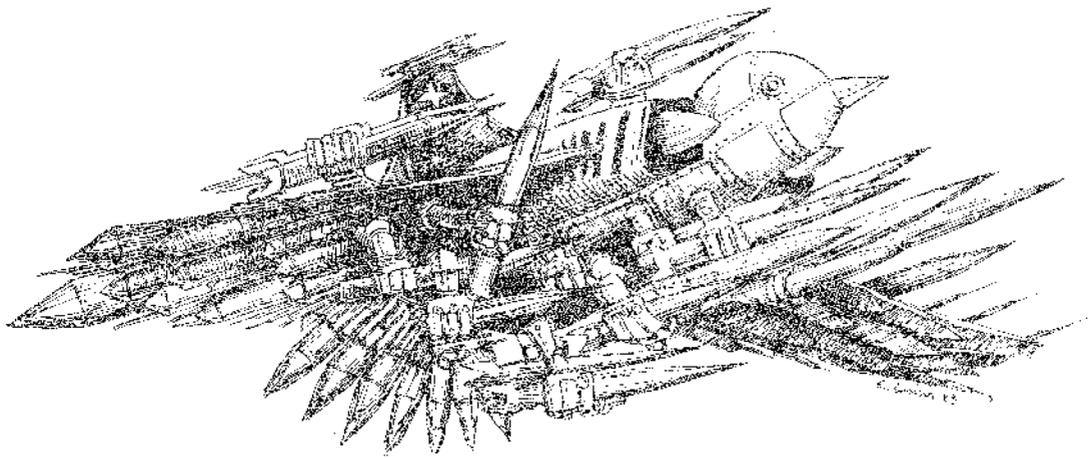
Die im Frühjahr 1984 auch in Italien vollzogene »Nachrüstung« war ja nicht etwa der Schlußpunkt hinter die politische Auseinandersetzung um die Einführung eines neuen Waffensystems mit Erstschißfähigkeit für die NATO von Europa aus, ein mit Regierungsgewalt durchgesetzter Akt etwa, der jedem weiteren Widerstand seinen Sinn nehmen könnte. Dies war natürlich nichts anderes als eine weitere Drehung in der Rüstungsspirale, eine »logische« Weiterentwicklung der herrschenden Kriegsführungsstrategien, die auch in der jetzigen Runderneuerung weiterer nuklearer Waffensysteme, in der ständigen konventionellen Aufrüstung und schließlich im Weltraumrüstungsprogramm SDI ihren Ausdruck findet.

»Jetzt stehen die Raketen, was soll man da noch machen?« hieß es jedoch nicht selten, als ob der Einsatz der Friedensbewegungen in Europa, Italien und Südtirol nur einem einzigen Rakentyp gegolten hätte und nicht der Rüstungs- und Konfrontationspolitik insgesamt. An der Entwicklung, Modernisierung und Produktion von neuen Waffen wird jedoch unablässig mit immer steigenden Mitteln gearbeitet, was eigentlich jeden Widerstand dagegen ebenfalls wichtiger werden läßt: ein Widerstand, der dort anknüpfen muß, wo heute Krieg geführt und an der Vorbereitung eines neuen globalen Krieges gearbeitet wird.

Gegen das St. Florians-Prinzip

Oft wird es als ein Anliegen der Friedensinitiativen verschieden-

ster Art bezeichnet, Betroffenheit zu erzeugen bei einer Bevölkerung, die teilnahmslos und angeblich apathisch die Rüstungspolitik ihr Geschäft treiben läßt, sich selbst aber jede Möglichkeit der Beeinflussung dieser Prozesse abspricht. Südtirols Sonderstatus innerhalb der italienischen Republik und die völlige Konzentrierung aller Aufmerksamkeit auf den Zankapfel Autonomie gegenüber Rom fördert eine Art kirchenturmpolitische Betrachtung außen- und rüstungspolitischer Vorgänge. Es nützt jedoch wenig, wenn sich Südtiroler zwar gegen Manöver und Manöverschäden des italienischen Heeres in ihrem Land wehren, aber nichts dagegen haben, wenn diese einfach in andere Regionen verlagert werden; es nützt wenig, wenn Südtirolern Kurzstreckenraketen mit atomarem Sprengkopf — wie bis vor wenigen Jahren in Natz-Schabs stationiert — ein Dorn im Auge, ihnen aber andere Raketen, ob im Friaul, in Bayern oder in Sizilien piegegal sind; wenig nützt es, wenn sich Regionen, Provinzen oder Gemeinden ohne geringste Rechtswirkung zur »atomwaffenfreien Zone« erklären, dieselben Politiker und Parteien jedoch im dafür zuständigen Parlament weiterhin jede Abrüstungsmaßnahme wie selbstverständlich unterstützen; wenig nützt es schließlich, wenn hiesige Politiker moralische Bedenken gegen die Subventionierung von Rüstungsbetrieben im Land hegen, aber nicht die geringsten Einwände gegen den Rüstungsexport oder die Rüstungsproduktion überhaupt an der wirklich zuständigen Stelle vorbringen. Mit anderen Worten: solange Betroffenheit erst dann zustande kommt, wenn die ersten Raketen geflogen kommen — wie in Lampedusa —, solange man Rüstungspolitik für erledigt betrachtet, bloß wenn man ihre unangenehmen Nebeneffekte nach dem St. Floriansprinzip auf die Nachbarn abschieben kann, solange die Südtiroler selbst diese Frage nicht als ein Problem erachten, mit dem sie ihre politischen Vertreter konfrontieren, solange man Abrüstung und Frieden als eine Frage der Gesten und der hohlen Phrasen betrachtet, kann sich kein breiterer Widerstand rühren.



Wen geht die Aufrüstungspolitik eigentlich was an?

Schon die Beschäftigung damit, was Politiker Verteidigungs- und Sicherheitspolitik nennen, ist hierzulande die reinste Scheuheit, oder schlimmer: Fragen um Aufrüstung und andere Kriegsvorbereitungen sind gar kein wirkliches Thema der politischen Auseinandersetzung in Südtirol. Und selbstverständlich haben auch die Nutznießer dieses Klimas des Desinteresses, jene Politiker, die sich über 90% der Südtiroler zu ihrer Vertretung bestellt haben, das allergeringste Interesse daran, dies zu ändern. Denn es wäre ein schönes Stück Zusatzarbeit, nicht nur mit einer erdrückenden schweigenden Mehrheit im Land lebenswichtige Entscheidungen, die in Rom gefällt werden, einfach mitzutragen, sondern zuvor auch eine kritische Öffentlichkeit und Wählerschaft — wie in anderen Ländern — davon zu überzeugen. In den Fragen der Rüstungspolitik existiert nämlich im Gegensatz zur Autonomiepölitik nicht der geringste Dissens zwischen SVP und Regierung. Zum anderen ist es eben einfacher und einträglicher, die Politik gegenüber Rom als die einzig relevante »außenpolitische Frage zu betrachten sowie die von der SVP immer mitgetragene Außen- und Sicherheitspolitik der Regierung als »von einer kleinen Minderheit nicht beeinflussbare Vorgänge« hinzustellen: ein Befund, der von den meisten Südtirolern auch genauso übernommen wird, einschließlich der Freistaatsidealist: vom Heimatbund. Angesprochen auf die Frage, wie sich denn Autonomie oder gar Selbstbestimmungsrecht zur Unterordnung von ethnischen, nationalen und gar europäischen Ansprüchen auf Autonomie innerhalb des NATO-Bündnisses verhalte, erhielt man immer noch die Antwort: »Neue Raketen unter NATO-Kommando? Neue NATO-Strategien? Weltraumrüstung? Wenn wir uns als kleine Minderheit auch noch mit diesen Fragen beschäftigen, kommen wir nirgendwo mehr hin«. Welch Ideal von Demokratie!

Die »öffentliche Meinung« steht Gewehr bei Fuß

Je weniger die konkrete Aufrüstungspolitik des italienischen Staates und des Kriegsbündnisses in das er eingegliedert ist, die Südtiroler stört, desto stärker scheint ihr Bedürfnis nach militärischer »Ersatzbefriedigung«, nach militärischen Ritualen und Ausdrucksformen zu sein — natürlich vor allem auf volkstümlich-kämpferischem Hintergrund: Alpini- und sonstige Heeresparaden, florierende A.N.A.-Zirkel hier, Schützenaufmärsche und Veteranenromantik dort, öffentliche Massenvereidigungen mit Treueschwur auf den Staat hier, Dornenkronen und Heldenpatnos dort. Daß beide Seiten in den eigentlichen rüstungspolitischen Dingen, in ihrer stillschweigenden Übereinstimmung mit der Blockkonfrontation und Aufrüstung jeder Art, viel mehr Gemeinsames haben als Trennendes, braucht das Bild nicht zu

stören, und schon gar nicht den Volkstumpolitiker, der in Schützenuniform über Freiheit und Einheit des Tirolervolks schwadroniert, in Rom aber gernüchlich für SDI, neue Panzer und Mittelstreckenraketen stimmt. Und der italienische Staat ist für solche Untertanen dankbar, mit denen er die geringsten Probleme bei der Durchsetzung seiner Politik hat. Nahtlos knüpft daran auch die hiesige Medienwelt an, vor allem die Presse, die tradierte Feindbilder und Schwarzweiß-Klischees eifrig pflegt. Bewußte Einseitigkeit und Einäugigkeit in der Auswahl von Nachrichten und Informationen ist natürlich keine bloße Spezialität der Südtiroler Tagespresse; aber welcher Leitartikler oder Journalist hat sich z.B. in den letzten ereignisreichen Monaten die Mühe gemacht, sich wirklich mit Gründen, Zweck und Folgen des SDI-Programms, das von Italien jetzt mitgetragen wird, auseinanderzusetzen? Wer hat jemals die Vorschläge Gorbatschows — ob sie den Abbau aller Nuklearwaffen bis zum Jahr 2000, den Atomteststopp, den Vorschlag zum Rückzug aller Flotteneinheiten der Supermächte aus dem Mittelmeer oder anderes betreffen — ernsthaft auf ihre Tauglichkeit für eine wirkliche, zügige Abrüstung überprüft? Welcher Südtiroler hat aus den hiesigen Medien mitbekommen, daß die UdSSR einen völligen Abbau der Mittelstreckenraketen in Europa — die früher als »Nulllösung« bezeichnete Bedingung für eine Nichtstationierung von Cruise und Pershing-Raketen — angeboten hat? Welcher Südtiroler Fernsehkanal hat auch nur eine Diskussion oder Belangsendung zu diesen Fragen gebracht?

Solange aber bei jedem geringsten Ansatz zur kritischen Befassung mit der eigenen Aufrüstung und zur ernsthaften Auseinandersetzung mit den Interessen und Angeboten der andern, nichts anderes als Verleumdung, Ressentiments und reine Denunziation als »Moskaus fünfte Kolonne« die Antwort ist, solange alte Nazis, kalte Krieger und junge Rüstungsfanatiker Gewehr bei Fuß stehen, solange Feindbilder und Vorurteile festgeschwimmert in den Köpfen der meisten Südtiroler sitzen, läßt sich schwerlich eine rationale Diskussion führen, schwerlich ein Dialog mit Andersdenkenden, geschweige denn mit anderen Gesellschaften anknüpfen. Wenig Unterstützung bietet hierbei die katholische Kirche, die es dabei bewenden läßt, die Gläubigen zu ermahnen, »mit dem Frieden bei sich selbst zu beginnen« (wo die meisten stehen bleiben), und die die Politiker daran erinnert, daß »das Sammeln und Horten von Waffen Sünde ist« (Bischof Gargitter), das sie also mit ihrem Beichtvater auszumachen hätten. Demgemäß klopfst sich jeder brave Christ auf die Schulter für seine Friedensliebe, zu der sich auch die eingefleischtesten Militaristen bekennen, erfreut sich das Stimmvolk an den Lippenbekanntnissen seiner Politiker oder verweist eben — in klassischer demokratischer Art — diese Fragen in den Bereich der Nicht-Beeinflussbarkeit. Solange solche Einmütigkeit zwischen Südtirolern in Sachen Rüstung und Kriegsvorbereitung herrscht und die Politik und ihre gewählten Macher nicht an greifbaren Maßstäben gemessen werden, können auch Friedensbewegungen nicht viel mehr ausrichten, als mit Argumenten ab und zu einige Menschen zum Nachdenken zu bringen.

DRITTE WELT ZENTRUM

Schon seit Herbst 1984 gibt es uns: zwei Vereine, die sich ausschließlich mit dem recht weitläufigen Gegenstand »Dritte Welt« befassen: das Dritte-Welt-Zentrum und die Jugend für die Dritte Welt. Den Anstoß zu unserer Gründung hatte eine Tagung zum Thema »Nord-Süd Verwicklung-Entwicklung« geliefert, die eine ganze Reihe von Entwicklungsexperten und -helfern aus dem deutsch- und italienischsprachigen Raum in Bozen zusammengeführt hatte. Nach Südtirol zurückgekehrte Entwicklungshelfer und Menschen, die Dritte Welt-Länder aus erster Hand kennen, waren es auch, die mit Unterstützung der nicht-staatlichen Organisation zur Entwicklungszusammenarbeit TERRA NUOVA, Rom, ein eigenes dauerhaftes Projekt als Basis für Dritte Welt-Arbeit lancierten.

Bekannt wurden wir dann durch die Initiative »Krankenhauserrichtung für Nicaragua«: in langwierigen Verhandlungen konnten wir erreichen, daß die Landesregierung uns alte, nicht mehr gebrauchte Einrichtungsgegenstände des alten Bozner Krankenhauses überließ, die wir in einem Container verpackten und nach Nicaragua verschifften: dort werden sie nun in einem Provinzialkrankenhaus verwendet, das vorwiegend von kriegsverwundeten Menschen belegt ist. Ungefähr zur gleichen Zeit entstand in unabhängiger Initiative der Bozner »Dritte Welt-Ladens« in der Südtirolerstraße. Unser Schwerpunkt liegt jedoch weniger in der Organisation konkreter Hilfs- und Solidaritätsprojekte — was natürlich auch seinen Platz in unserem Programm hat — als in der sogenannten entwicklungspolitischen Informations- und Bildungsarbeit: wir wollen untersuchen und aufzeigen, wie die Probleme der Dritten Welt mit unserer Industriegesellschaft zusammenhängen, wir wollen vor allem hier Meinungen, Kenntnisstand und reale Strukturen verändern, die für die Zustände in der Dritten Welt wesentlich mitverantwortlich sind.

Solche Initiativen existieren in bundesdeutschen und österreichischen Städten, wie beispielsweise das INFO 3. Welt in Innsbruck oder das Zentrum für Entwicklung und Frieden, ZEF in München, schon seit vielen Jahren und haben sich zu echten Bezugspunkten einer »wandernden« Dritte Welt-Arbeit entwickelt: an-

ders in dem Sinn, daß hier weder die klassische staatliche Entwicklungshilfe organisiert oder gefördert noch die karitativ ausgerichtete Spendensammlung aller Art betrieben werden soll.

Entwicklungspolitische Informations- und Bildungsarbeit bedeutet zunächst einmal, sich ständig mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit in Ländern der Dritten Welt in Verbindung mit unserer eige-

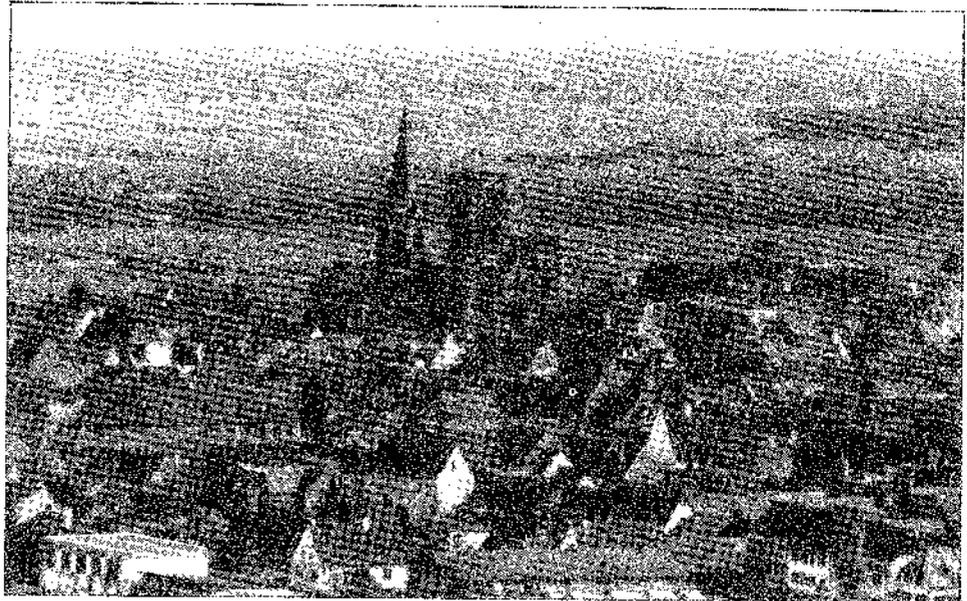
nen Land beginnt. Dabei wollen wir auch auf falsche Erwartungen in die Wirksamkeit traditioneller Entwicklungshilfe aufmerksam machen und bestehende Modelle von Entwicklung einer grundlegenden Kritik unterziehen.

Darauf aufbauend geht es dem Dritte Welt Zentrum darum, Informations- und Bildungsarbeit konkret zu organisieren, dazu beizutragen, eine interessierte und informierte Öffentlichkeit zu diesen Fragen zu schaffen. Dabei greifen wir uns einmal einzelne Aspekte dieser breiten Thematik heraus, oder informieren auch über einzelne Länder und deren spezifischen Probleme, suchen mehr menschliche und kulturelle Formen der Begegnung mit der Dritten Welt und versuchen, Vorurteile und Desinteresse abzubauen. Konkret bedeutet dies bisher: in 14-tägigem Zyklus werden an unserem Sitz Vorträge und Länderberichte veranstaltet, 2 — 3 Mal im Jahr gibt es eine Dritte Welt-Filmwoche, einige Tagungen und Seminare zu besonderen Themen wurden organisiert (z.B. um insbesondere Lehrer stärker für die Dritte Welt-Thematik zu interessieren), Ausstellungen gezeigt und auch selbst ausgearbeitet, am Volontariat in der Entwicklungszusammenarbeit interessierte Jugendliche beraten und eigene Aktionen durchgeführt, wie z.B. der Protesttag gegen den Rüstungsexport aus Bozen im vergangenen Juni auf dem Waltherplatz. Eine ständig neue Herausforderung ist die Verarbeitung und Aufarbeitung einer Fülle von Material, die bei uns ja aus zwei Sprachräumen eintrifft. Vor kurzem konnten wir auch unsere eigene Fachbibliothek zu Dritte Welt-Fragen eröffnen und verschiedene Kleinprojekte vermitteln. Nicht zuletzt wollen wir auch ein Bezugspunkt sein für viele in Südtirol aktive Dritte Welt-Gruppen und schlicht ein Treff für Leute, die sich mit der Dritten Welt — und unserem Verhältnis zu ihr — näher befassen wollen. Dringend benötigt wird dabei natürlich nicht nur die ausreichende finanzielle Auspolsterung, sondern auch weitere Mitglieder und Mitarbeiter.

Montag (abends) ist der »jour fixe« im Dritte-Welt-Zentrum, die Fachbibliothek ist auch Mittwoch und Freitag nachmittags von 15 — 18 Uhr geöffnet.



nen auseinanderzusetzen, dem vielschichtigen Verhältnis zwischen Industrie- und Dritte Welt-Ländern nachzugehen, »Entwicklung« und ihre Inhalte und Folgen überhaupt in Frage zu stellen und Möglichkeiten einer solidarischen Entwicklungspolitik zu analysieren. Dies bedeutet, eine Perspektive zu wählen, die Entwicklungsprozesse stets auf globaler und lokaler Ebene, hier wie dort, zu berücksichtigen weiß, die davon ausgeht,



Wolfgang Obwexer

EINE PÄDAGOGISCHE REISE IN DIE VERGANGENHEIT

Über die Reichsschule für Volksdeutsche und die Nationalpolitische Erziehungsanstalt
in Rufach (1940 — 44).

1. Rufach

Rufach ist ein kleines Städtchen im mittleren Elsaß. Es liegt am Fuße der Vogesen, in der Rheinebene, zwischen Mühlhausen im Süden und Straßburg im Norden. Während des zweiten Weltkrieges beherbergte Rufach mehrere hundert Südtiroler Schüler, die dort Oberschule, Mittelschule und Volksschule besuchten, wodurch die Stadt wichtiger Bestandteil jüngster Südtiroler Geschichte wurde.

In der Nähe der Anstalt gab es vor dem zweiten Weltkrieg eine Anstalt für geisteskranken Menschen, ein »institut psychiatrique«, wie es die Rufacher nennen. Unter nationalsozialistischer Herrschaft wurden diese Menschen nach Südfrankreich gebracht. Was weiter mit ihnen geschah, konnte ich nicht in Erfahrung bringen.

Im Jahre 1940 konnte nach Räumung des Gebäudekomplexes (es handelt sich um eine Anlage mehrerer Häuser, ähnlich einem kleinen Dorf) dieser seiner neuen Bestimmung übergeben werden: die ehemalige psychiatrische Anstalt wurde zur Schule für Volksdeutsche. Diese Volksdeutschen waren die Söhne (die Töchter kamen in eine Schule nach Achern bei Baden) jener Südtiroler Optantenfamilien, die sich 1939 auf eine baldige Auswanderung aus Südtirol durch faschistische und nationalsozialistische Machthaber gefaßt machten. Da sie fest damit rechneten, durch die Option ins Reich ziehen zu müssen, schickten sie ihre Söhne voraus, um ihnen eine Schulbildung zu gewährleisten, die ihnen in der neuen »Heimat« bessere Aufstiegschancen bieten würde, als jene, die sie in Südtirol genossen.

2. Erziehung und Nationalsozialismus

Was bezwecke ich mit diesem Artikel?

Diese Ausführungen sollen Einblick in das Alltagsleben einer nationalsozialistischen Schule gewähren, die einen Teil unserer Elterngeneration prägte; Einblicke anhand von Interviewauschnitten mit ehemaligen Schülern und anhand von Aufsätzen, die jene Schüler in Rufach verfaßten. Es soll ein Teil realer Alltagsgeschichte in einer nationalsozialistischen Schule lebendig gemacht werden.

Die Interviews mit den ehemaligen Schülern Rufachs entstanden im Jahr 1985 anlässlich meiner Diplomarbeit, an der ich derzeit noch arbeite. Die Aufsätze sind einer Broschüre entnommen, die die Reichsschule Rufach 1941 herausgab.

Was kann die Pädagogik zum Verständnis des Nationalsozialismus beitragen?

Erziehung als Spiegel der Herrschaftsverhältnisse: im Erziehungsalltag lassen sich Zielsetzungen der Herrschenden erkennen und somit Rückschlüsse auf deren Ideologie und Interessen ziehen; gleichzeitig spiegelt sich in der Rekrutierung der Elite die Herrschaftsform wider: Diktatur kontra Demokratie.

Erziehung als Voraussetzung der Herrschaftsverhältnisse: inwieweit trug eine bestimmte Erziehungsstradition dazu bei, einen Menschentyp zu schaffen, der es dem Nationalsozialismus erlaubte, an die Macht zu kommen: die Wurzeln der Zerstörung und der blinden Vernichtung in der Erziehungsgeschichte einer ganzen Generation.

3. Erziehungsalltag

Disziplin

Disziplin und Gehorsam waren oberste Erziehungsprinzipien an der Rufacher Schule. Wer nicht gehorchte und sich einreichte, riskierte Sanktionen und Außenseiternum. Denn die Möglichkeiten zur Dressur der Schüler waren vielfältig.

»... ich habe mich eigentlich nicht schwer getan, ich habe mich dem allem gefügt, dann ist's gegangen.«

Einordnung als Pragmatismus. Angesichts des übermächtigen Erziehungsdrucks bleibt nichts als Unterordnung und Gehorsam. Was bleibt, ist das Bewußtsein, sich aus pragmatischen Gründen eingeordnet zu haben, spürbar dahinter die Hilflosigkeit, dem Druck eine Alternative entgegenzusetzen.

Anders beim nächsten Schüler:

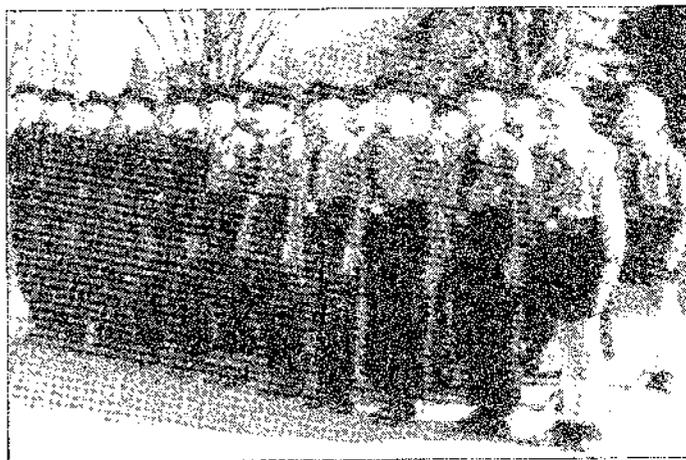
»Man kennt mich in Freundes- und Rufacherkreisen noch als einen derjenigen, der heute noch überzeugt ist, daß die Erziehung damals für uns die richtige war und für die heutige Jugend nicht die schlechteste wäre nach dem Prinzip Zucht und Ordnung ... Ein Gemeinschaftsleben ist ja nur so lenkbar und steuerbar, wenn die erste Voraussetzung gegeben ist: Disziplin!«

Die Internalisierung ist geglückt, die Erziehungsnormen als absolut tabuisiert dürfen nicht mehr relativiert werden. Trotzdem wird präzise beschrieben, welche Funktionen Disziplin und Gehorsam erfüllen: sie sollen die Gemeinschaft steuerbar machen, sie muß lenkbar gemacht werden. »Wer« lenkt, ist gleichgültig, welche Interessen damit verbunden sind, wird denen überlassen, die es wissen müssen. Sie werden nicht genannt, sie bleiben fern, unantastbar, nicht hinterfragbar, sie müssen sich keiner Kritik aussetzen. Wer lenkt, ist nicht wichtig, wichtig ist, daß man lenkbar gemacht wird.

Rassismus

»... denn den Eindruck hat man uns schon vermittelt, daß die hohe Qualität des Deutschtums und des germanischen Menschens auf Grund seiner Selbstdisziplin und seiner Zucht so groß geworden ist ... und daß wir auf Grund dieser Qualitäten auch Befähigung haben als Volk über den anderen zu stehen, also den Eindruck habe ich schon auch bekommen, daß zumindest das russische Volk weit unter dem deutschen Volk steht.«

Der Rassismus war die notwendige Kehrseite der rigiden Erziehungsnormen Disziplin und Gehorsam. Die Erzieherautorität verlangt Versagung der eigenen Wünsche und erzeugt dadurch nicht nur Bewunderung, sondern auch Haß. Da sie aber unhinterfragbar bleibt, kann dieser Haß nicht realisiert werden. Der Haß sucht sich Wege, die weniger gefährlich sind, er mündet ein in Rassismus und politische Intoleranz.



»... und da waren auch sonst gelegentlich Filme, "Jud Süß" natürlich, gegen die Juden, das ist ein bekannter Hetzfilm gegen die Juden. Man hat das ja damals nicht so "überlassen", da waren Passagen so recht geschickt hineinmanipuliert, so im abfälligen Ton, sei es über Juden, sei es über Kirchen, sei es über andere Rassen.«

Antisemitismus wurde durch Spielfilme vermittelt, gerade so, daß es die betroffenen Schüler nicht »überlassen«, was mit ihnen geschah. Wie sich der Rassismus niederschlägt, zeigt ein Aufsatz eines Oberschülers:

»... Weit hinter dem Schwarzwald, im fernen Osten, kämpfen deutsche Soldaten für unsere Freiheit mit einem grausamen Feind.« (aus: NPEA + Reichsschule f. Volksdeutsche, Rufacher Achen 1941, S. 23)

Die eigenen Landsleute sind freiheitsliebend, der Gegner grausam. Schwarzweißmalerei als Folge der Erziehung in der Rufacher Schule. Dazu kommt die Legitimation des Krieges.

Militarismus

oder die Erziehung für den Krieg

»... es ist alles paramilitärisch gewesen, der Schliff, dieses da hinlegen, aufstehen, das haben wir dann beim Militär weiter gehabt, also das war praktisch schon in einer Linie ...«

Zwischen Militärdienst und Schulalltag gibt es keinen Unterschied. Die Schule als Vorbereitung auf den Kriegsdienst, als Vorbereitung auf das Kasernenleben.

»Natürlich ist der Soldat als ein Held dargestellt worden und diese schon in der reinen Darstellung des Heldenums hat man den Soldaten, den Offizier, besonders hervorgehoben da und so ist der Krieg auch mehr oder weniger als eine Art heiliger Krieg dargestellt worden.«

Mit der Begeisterung für das soldatische Leben wird auch die Begeisterung für den Krieg gefördert. Der Soldat wird zum Held, der Krieg als heilig erklärt. Besser läßt sich die Verschleierung der brutalen Realität des Weltkrieges nicht schildern.

»Das Ideal des Menschen war der Soldat, der Kämpfer für Führer, Volk und Vaterland, hat sich total eingesetzt fürs Großdeutschland, für die Lebenssicherung, für das Tausendjährige Reich.«

Mit dem Bild des Soldaten waren bestimmte Eigenschaften verbunden. Zur Tugendlehre zählen Tapferkeit, Härte und Leistung. Der totale Krieg fordert den totalen Einsatz kompromißloser, harter, unnachgiebiger Männer.

Neben Ansprachen von Soldaten, Bekanntschaften mit Militärangehörigen, Filmen und Ähnlichem gab es noch eine weitere Form paramilitärischer Erziehung: das Geländespiel. Es handelt sich hierbei um den Kampf zweier gegnerischer Gruppen, die bestrebt waren, dem Gegner eine auf einen Hügel aufgestellte Fah-

ne zu rauben. Spähtrupp und Vortrupp sollten unter Ausnutzung des Geländes (dies sind Begriffe, die die Schüler selbst für diese Aktionen wählten; sie stammen alle aus dem militärischen Bereich) dieses Ziel erreichen. Welche Phantasien die Schüler dabei entwickelten, zeigen die Aufsätze, die sie nach den Spielen schrieben:

»Es war ein schöner Nachmittag, als wir vor dem Abmarsch zum Geländespiel in Linie zu zwei Gliedern antreten mußten. Das erste Glied war die rote, das zweite die blaue Partei. Mit der Fahne an der Spitze marschierten wir los. Beim Aufstieg schimpften wir auf die rote Partei, wir wollten die »Bolschewiki« schon verdrängen. Sie sollten noch spüren, was die blaue Division kann.

... Der Feind kam mit großer Übermacht. Die ersten Angreifer streckten wir leicht zu Boden, aber dann kamen die größeren, und auch noch der Jungmann-Hundertschaftsführer, der stürmte mit gesenktem Kopf auf die Fahne los. Gegen einen solchen Ansturm konnten wir nichts ausrichten. Unsere Fahne war verloren. Ein Hornsignal gebot dem Kampf Einhalt. Das Ergebnis war: blaue Partei: 6 Tote, rote Partei: 4 Tote. Aber wir werden die 6 Toten rächen, bei der nächsten Gelegenheit.

Jgm. Heinrich Keusch, O 3 h.

»Wir suchten uns gleich einen geeigneten Platz für unsere »Burg«. Wir glaubten, einen guten Platz gefunden zu haben. Gegen die Seite, wo wir den Feind vermuteten, war ein starker natürlicher Wall von Dornengebüsch. Hinter diesem Wall waren ungefähr drei Meter eben, und dann kam ein sanfter Abhang, auf dem einzelne Büsche standen. Später zeigte es sich jedoch, daß dieser Platz sehr schlecht gewählt war, denn die Feinde umgingen uns. Das konnten wir natürlich damals nicht wissen. Als die Fahne in der Erde eingerammt war, teilte unser Führer uns ein. Ungefähr zwanzig Mann blieben als »Burgbesatzung« zurück. Die anderen marschierten, in zwei Gruppen getrennt, gegen das feindliche Lager. Der Erfolg dieser Gruppen hing natürlich von den Spähtrupps ab, die das feindliche Lager ausfindig machen mußten. Fünf Kameraden und ich mußten

nach dem Feinde Ausschau halten und rechtzeitig melden, wenn er käme. Wir nisteten uns also zwischen den Dornen ein, auf einer Stelle, wo wir schwer gesehen werden konnten, aber doch einen weiten Ausblick hatten. Lange blieb alles ruhig. Da sahen wir einige von uns auf unser Lager zulaufen. Sie meldeten, daß der Feind von der anderen Seite, als wir erwarteten, also von dem Abhang herauf, kam. Sie waren versprengt von einer der Gruppen, die das feindliche Lager überfallen sollte. Sie meldeten ferner, daß ihr Führer schon gefallen sei, und daß man auf diese Gruppe nicht mehr zählen könne. Bald sahen auch wir die Feinde zwischen den Büschen heranschieben. Doch fast gleichzeitig sahen wir auch Feinde von der Seite, auf der wir sie immer erwartet hatten, herankommen. Sie hatten sich also auch getrennt, hatten aber mehr Glück als wir gehabt und waren nun dicht vor unserem Lager, das sie sicher schon ausfindig gemacht hatten. Als einer von uns das im Lager meldete, entstand große Verwirrung. Selbst der Führer der Burgbesatzung sagte, er habe keine Hoffnung mehr, die Fahne lange zu verteidigen. Man ließ uns unseren Posten verlassen und in das Lager zurückkehren. Dann folgten bange Minuten der Erwartung, die uns wie Stunden vorkamen. Die Feinde zögerten mit dem Angreifen. Das war uns sehr recht, denn wir hofften noch, daß unsere zweite Gruppe inzwischen das feindliche Lager überfalle und die Fahne umstürze. Doch da kam schon die obere feindliche Gruppe mit Geschrei daher gebraust. Es waren mindestens so viel wie wir. Als wir mit ihnen im harten Kampf waren, stürmte die zweite Gruppe durch die Büsche auf unsere Burg. Ihr Führer kam wie ein Panzer auf die Fahne zu. Viele ließen von ihren Gegnern ab und wollten ihn aufhalten. Aber es war schon zu spät. Die Übermacht war zu groß. Die Fahne fiel. Der Trompeter blies. Das Geländespiel war aus. Wir sammelten uns auf einem freien Platz. Die Sieger hatten alle beiden Fahnen, und wir keine. Da erfuhren wir auch, daß unsere Gruppe schon beim Angreifen war. Dann gingen wir sehr betrübt nach Hause.

Jgm. Nikolaus Huhn, O 3 h.

Aus: NPEA und Reichsschule f. Volksdeutsche Rufach-Achern 1941, S. 26/27



Die Feinde sind die »Bolschewiki«, die Führer fallen, es gibt Tote; die ganze Beschreibung ähnelt einem realen Kriegsgeschehen. Das Geländespiel als Generalprobe für den späteren Ernstfall. Zum weiteren Repertoire paramilitärischer Erziehungen zählen Mutproben, nächtliche Ausmärsche, die mehrere Stunden dauern, ausgedehnte Sportübungen u. ä.

»In der Nacht, auf, gepfiffen, alles raustreteten, da ist ein Brett in einem Zimmer gewesen und über dieses Brett haben wir hin auslaufen müssen und hinunterspringen in die Nacht. Unten sind sie gestanden mit den Sprungtüchern, wir aber sind natürlich ins Ungewisse ...«

Auch solche Übungen gehören dazu. Es scheint geradezu, als wollten die Erzieher testen, inwieweit die Zöglinge für den Krieg »aufbereitet« waren. Abhärtung und blindes Vertrauen in die Befehle der Führer als Voraussetzungen für den Soldaten, der bereit sein wird, bis zum letzten Blutstropfen zu kämpfen.

Strafen

Zur Durchsetzung der strengen Erziehungsnormen warteten Rufachs Erzieher mit einem ebenso rigiden Strafsystem auf: Strafe zur Durchsetzung der Erziehungsziele, Strafe zwecks Anpassung, Strafe als körperliche Ertüchtigung, Strafe als Ventil für aufgestaute Aggressionen.

»Es war im Herbst und als Ergebnis sind wir dann ein Stück draußen vor dem Bauernhof gelandet und haben dann exerziert, in Turnhosen, nacktem Oberkörper, hinlegen!, auf!, hinlegen!, auf!, aufs Stoppelfeld, auf meine Höhe vorhoppeln!, wie diese Kommandos geheißen haben und wir »Biabln« mit 11 oder 12 Jahren sind halt am Ende nicht nur dreckig, sondern auch blutverschmiert gewesen, zerstoßen und dergleichen.«

Am schlimmsten wurden Vorgehen geahndet, die das Leben in der Gemeinschaft störten. Der von den Nationalsozialisten sehr hoch bewertete Begriff der Gemeinschaft galt in Rufach als eines der obersten Prinzipien. Sich einzufügen und ein wertvolles Glied der Gemeinschaft sein, was immer das heißen konnte, war eines der bedeutendsten Erziehungsziele.

Besonders hart fielen demnach die Strafen bei einem Vergehen gegen die Gemeinschaft aus:

»... das war so eine Aktion, das hat geheißen, der kommt unter die Decke, da waren auch die Zugführer, die haben nichts dagegen unternommen, weil sie selbst diejenigen waren, die immer wieder gepredigt haben, merkt's euch eins, Kameradendiebstahl ist das Schlimmste, was man machen kann. Und dann haben zwei einem eine Decke übergeworfen und ein paar andere haben mit dem Koppelschloß (ihres Gürtels) voraus natürlich auf ihn eingeschlagen. Das war für meine Begriffe auch wieder etwas, was zum Gemeinschaftssinn gehört.«

Daß die Bestrafung als Teil des Gemeinschaftssinns und damit als gerechtfertigt empfunden wird, war sicher Erziehungsziel der Zugführer. Jede Empathie für die Geschlagenen geht verloren. Als Störfaktor des Gemeinschaftslebens kann es von denen, die die rigiden Normen einhalten, durchaus exemplarisch bestraft werden.

»... das war grausam, also psychisch muß der fertig gewesen sein. Da hat unsere Klasse Spalter gebildet, und das war offiziell von oben herunter gutgeheißen, man hat's ja angeordnet, und da mußte der da durchgehen. Der wurde angespuckt, man hat ihn in den Hintern getreten, ein verbales Spießrutenlaufen. Ich frage mich wie ein Mensch nachher noch, der muß ja gleich in unserer Gemeinschaft leben, der konnte ja nicht woanders hinziehen, der muß ja psychisch fertig gewesen sein, gleichsam der letzte Dreck.«

Wo die Empathie erhalten geblieben ist sehen die Vorfälle ganz anders aus. Die Lage des »Verurteilten« wird sichtbar, das Leiden des Außenseiters spürbar. Das Grausame im Rufacher Erziehungsalltag kommt zum Vorschein.

NPEA

Neben der Reichsschule wurde im Oktober 1941 die Nationalpolitische Erziehungsanstalt eröffnet. Die Nationalpolitischen Erziehungsanstalten sollten ihrer Intention nach Eliteschulen für die künftige Führungsschicht sein und die nationalsozialistischen Erziehungsprinzipien rein verwirklichen. Nationalismus, Rassenkunde, Führerprinzip, autoritätsstaatliches Denken waren deshalb in dieser Schule besonders ausgeprägt. Im Rahmen dieses Artikels möchte ich darauf nicht näher eingehen. Interessant aber sind die Auslesemechanismen, mit denen man unter den Schülern die Besten für die kommende Elite herauszufiltern versuchte.

»Da sind wir einer Mutprobe unterzogen worden. Und das war ja eine Grotteske, da waren wir im Gutshof draußen, da haben wir müssen über Leitern hinauf und dann übers Dachgebälk hinunter und dann hinunterspringen, also ungefähr drei Meter. Und auf die Schüdelform, also dtvarische Kasse, hat man auch Wert gelegt.«

»In erster Linie sind natürlich die Kriterien, um in die NPEA zu kommen schon mehr lässlich gewesen, also rassendünge Auslese, das war schon das oberste Prinzip.«

Aufnahmekriterien waren demnach das Bestehen von Mutproben, Schädelformen, körperliche Leistungsfähigkeit und auch gewisse schulische Leistungen. Ziel war es, eine politisch zuverlässige und einsatzbereite Elite für die nationalsozialistische Führungsschicht zu rekrutieren.



Florian Leimgruber

DIE ÖKONOMIE DER VERNICHTUNG

ÜBER DIE TÖTUNG LEBENSUNWERTEN LEBENS IN DER NS-ZEIT

Wenn ich bedenke wie nahe das alles noch ist, so komm ich nicht umhin mir grad deshalb oder wiederum Gedanken zu machen ...

Ökonomie ist immer gleich Zahlen (= Rentabilität), doch Zahlen spielen einerseits für diese spezielle Ökonomie der Vernichtung keine maßgebende Rolle. Ob 10.000 oder 100.000 der Vernichtung zugeführt wurden, war hier nicht von Bedeutung. Es ging hier bloß um die Einsparungen; der Mensch als Individuum zählte nicht — was zählte, war einzig und allein der Mensch als potentieller Kostenfaktor.

Die meisten wissen wohl um die Juden, die »der Erhaltung und Weiterentwicklung einer deutschen Volksgemeinschaft«¹⁾ entgegenstanden, die »wie Krätze« waren und zu Millionen in den Gaskammern erstickten, oder — wie es manche nennen — »zu Tode« kamen. Auschwitz (Oswiecim), Majdanek, Treblinka, Sobibor, Belzec, Chelmno ... etc. et cetera, et cetera — die Aufzählung ließe sich fortführen. Wenn ich diese Namen höre, halte ich einen »gesunden Kulturpessimismus« für angebracht, es bleibt die Befürchtung, ein neuerlicher Rückfall in die Barbarei könnte zur Wahrheit werden ...

Auschwitz ist eine Lüge — die Lüge von der Menschlichkeit; in Auschwitz ist die Humanität dieses unseres 20. Jahrhunderts elendig krepierend, und seither wurde keine neu geboren.

Wie sagte doch Heinrich Himmler, der Hühnerzüchter, über die Ausrottung des jüdischen Volkes vor SS-Gruppenführern: »... Von euch werden die meisten wissen, was es heißt, wenn 100 Leichen beisammen liegen, wenn 500 da liegen oder wenn 1000 da liegen. Dies durchgehalten zu haben und dabei — abgesehen von Ausnahmen menschlicher Schwächen — anständig geblieben zu sein, das hat uns hart gemacht. Dies ist ein niemals geschriebenes und niemals zu schreibendes Ruhmesblatt unserer Geschichte ...«²⁾

Von den Juden weiß man noch — es waren zu viele von ihnen — 6 Millionen sind 60×100.000 und das vergißt man nicht in vier oder in fünf Jahrzehnten. Wer weiß aber noch von den sog. »unnützen Essern«, den »leeren Hülsen«, den »Ballastexistenzen«, von denen, die als »lebensunwert« galten? Die Rede soll

hier sein von der Tötung alter, behinderter und geisteskranker Menschen während des »Tausendjährigen Reiches« und den zugrundeliegenden ökonomischen Hintergründen.

Medizin und Mediziner haben einen maßgeblichen Anteil an den Verbrechen gegen die »Menschlichkeit« während der Zeit des deutschen Faschismus.

Es hat auch unter den Ärzten Widerständler gegeben, das sei nicht bestritten (ich denke hier etwa an Friedrich Wolf und dessen Schicksal), doch ihre Zahl war im Verhältnis zum »tatkräftigen Engagement« der großen Mehrheit dieser Berufssparte äußerst gering.

Gemäß der Untersuchung von Michael H. Kater³⁾ »standen« (insg.) offensichtlich aus freien Stücken⁴⁾ rund 45% der reichsdeutschen Ärzte im Dritten Reich zur NSDAP; im Vergleich zu den Lehrern etwa ist dieser Prozentsatz doppelt so hoch. Circa 26% aller männlichen Ärzte waren SA-Mitglieder (verglichen mit 11% aller Lehrer). In der SS waren 7,3% aller männlichen Ärzte (Lehrer: 0,4%).

Die Askulap-Jünger im braunen Kittel »gewährten« nachweislich der sog. Hartheimer-Statistik⁵⁾ 70.273 Menschen den »Gnaden Tod«; die Dunkelziffer liegt mit Sicherheit weit höher. Ihre »Medizin ohne Menschlichkeit«⁶⁾ sollte mithelfen, einen Staat »vollwertiger Volksgenossen« zu schaffen, deren unerläßliche Pflicht es war — gesund — zu sein.

Der englische Naturforscher Charles Robert Darwin hat manches bewirkt; der »Kampf ums Dasein« beginnt spätestens am 24. November 1859 mit der ersten Auflage, den ersten 1.250 Exemplaren seines Buches »On the origin of species by means of natural selection or the preservation of favoured races in the struggle for life.«⁷⁾ Der »Kampf ums Dasein« bezieht sich im Jahre 1859 noch auf Purzeltauben und Stiefmütterchen, nicht aber auf den Menschen.

80 Jahre später werden Darwins Theorien auf den Menschen übertragen, den »negativ zu wertenden Existenzen«, diesen

sog. »leeren Hülsen und lebensunwerten Idioten« wird mit Führererlaß vom 1. September 1939, der übrigens auf Kriegsbeginn rückdatiert wurde, der Garauz gemacht.

Es sind nun wenige Worte, die Hitler über das »Euthanasie«-Programm verliert, die jedoch Ungeheuerliches bewirken:

»Adolf Hitler

Berlin, den 1. September 1939

Reichsleiter Bouhler und
Dr. med. Brandt

sind unter Verantwortung beauftragt, die Befugnisse namentlich zu bestimmender Ärzte so zu erweitern, daß nach menschlichem Ermessen unheilbar Kranken bei kritischer Beurteilung ihres Krankheitszustandes der Gnadentod gewährt werden kann.

gez.: Adolf Hitler⁸

Lange bevor der (Ver-)Führer Adolf Hitler dieses Schreiben unterzeichnete, wurde »das Recht auf den Tod«¹⁰ für sog. »Minderwertige« und »die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens«¹¹ seitens namhafter Professoren und Doktoren gefordert. Einer von ihnen war Professor Karl Binding, Dr. jur. et phil., von 1873 bis 1913 Reichsgerichtspräsident. Er und sein Freund, der Psychiater Alfred Hoche brachten die »Euthanasie«-Diskussion zu Beginn der 20er Jahre dieses Jahrhunderts in einem bis dahin noch nicht gekannten radikalen Ton in Gang. Doch möchte ich mich hier nicht um den gesamten historischen Rückblick des Problems bemühen, sondern vielmehr den Blick auf die Zeitspanne von 1939 bis 1941 richten.

Die »Ausmerze« von »Ballastexistenzen und armen Irenen« mußte einfach passieren, hält man sich den NS-Rassenwahn vor Augen, der diese »Ausmerze« schon theoretisch implizierte. Wenn schon Juden, Zigeuner und bolschewistische »Untermenschen« art- bzw. rassefremd waren und damit auch »lebensunwert« waren, was konnten da Geistesranke, »Krippeln«, alte und kranke, behinderte Menschen denn anderes sein? Der Mythos der reinen Rasse, dieser pervertierte arische Wahn der »Aufordnung« und Höherzüchtung des deutschen Menschen, dieser Kult um die (nordische) Rasse, den bereits Willibald Hentschel mit seinem »Mittgartbund« betrieb, kommt im folgenden durch den Rassenkundler Hans F.K. Günther zum Ausdruck, wenn er den »nordischen« Menschen beschreibt: »... Die Haut der nordischen Rasse ist rosig hell, sie läßt das Blut durchschimmern und sieht daher belebt aus, oft geradezu leuchtend und immer etwas kühl und frisch, 'wie Milch und Blut'. Die Adern scheinen (wenigstens in der Jugend) durch und zeigen 'das blaue Blut'.«¹² Der hochgewachsene, langköpfige, blauäugige, blonde deutsche Mensch war das Zuchtziel Heinrich Himmlers und seiner SS, die

sich mit »blaublütigen« deutschen Maiden und BUM-Mädels im »LEBENSHORN e.V.« zusammat und sich im Namen der Rasse¹³ vereinigte.

Doch zurück zu den »lebensunwerten Existenzen«; sie waren dem NS-Staat ein großer Dorn im Auge, denn sie waren nicht produktiv. Sie kosteten nur Geld, Mühe und Pflege, einem Maximum an Nutzen stand ein Maximum an Kosten (A. Jost) gegenüber. Man wollte sich in diesem neuen aufstrebenden Staat, in dem jeder uneingeschränkt am »Volksganzen« nutzwirken durfte, keinerlei Verluste finanzieller Art leisten, konnte man sich auch nicht, mußte man doch gegen Westen und Osten, gegen Norden und Süden marschieren, um Deutschland zu »verteidigen«, und dazu hatte man jede Reichsmark sehr bitter nötig. Die »unproduktiven, unnützen Esser«, die noch dazu »rassisch minderwertige« waren, jene so ganz verlorenen Menschen, paßten denn auch nicht in das »Siegesbild« jenes deutschen Menschen, das beispielsweise das Hitzblatt: Julius Strichlers zeichnete.

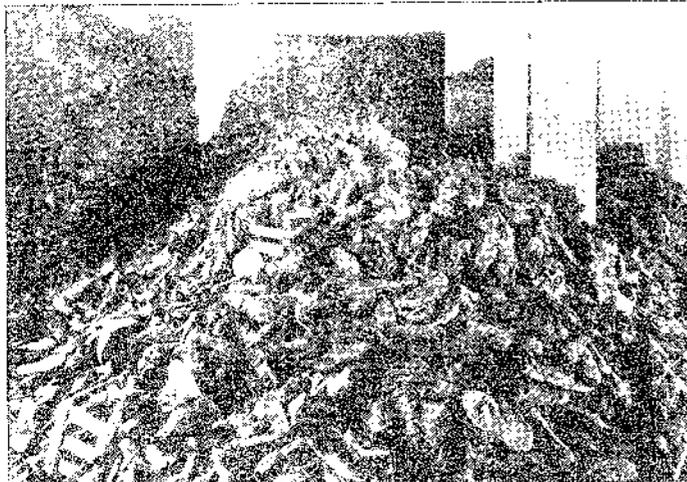
Der NS-Staat bemühte sich um eine »quantitative und qualitative Menschenökonomie«, die zu einer »gesunden und leistungsfähigen Volksgemeinschaft« führen und bei einer »starken Wirtschaft« enden sollte. Diese leistungsfähige »Volksgemeinschaft« mußte ihrem Wesen nach rein deutsch und körperlich hochwertig, also gesund sein. Die NSDAP hatte nun einmal auch die Legende von der reinen Rasse auf ihre Hakenkreuzfahnen geschrieben, und dies mußte unweigerlich zu dem führen, zu dem es letztendlich auch geführt hat: ein »Warum?« stellt sich hier nicht mehr. Es stellt sich höchstens die Frage, warum ein derartiges System von der Mehrzahl der deutschen Bevölkerung zugelassen und getragen wurde oder wie es etwa zu dem »Lapsus« kam, daß Chamberlain noch nach München fliegen mußte.

Die Frage müßte sich auch stellen, wie es mit dem Begriff »Heimat« in unserem Lande, in den Köpfen unserer Landsleute verhielt bzw. verhält, waren doch so viele bereit, ihre Heimat damals aufzugeben, bloß um »Volksdeutsche« sein zu dürfen und in Hitler-Deutschland ein neues Leben zu beginnen. Und wie ist das mit der damaligen Zeit heute? Hört man doch immer wieder von den Unbekehrten (oder wie anders könnte man sie bezeichnen?), daß Hitler Autobahnen gebaut, Arbeitsplätze geschaffen — gegen den Kommunismus gekämpft habe. Man hört so manches, vom heldenhaften Kampf, von den Greueln im Osten — nur, diese Greuel taten die Russen ... Es ist neuerlich auch eine Tendenz in der deutschen Geschichtsforschung spürbar, die Greuel gegeneinander auf- und abzuwiegen (Hilfgrüber); Motto: Wer frei von Sünde ist, werfe den ersten Stein! Ja, lange ist es her, und nach gut 40 Jahren sollte doch einmal Schluß sein! Darauf kann nur geantwortet werden: Nein, das Geschehen darf nicht vergessen werden, auch wenn noch soviel Staub aufgewirbelt wird, es darf nicht vergessen werden der Opfer wegen, uns selber wegen.

Jene, die es taten, blieben meist ungeschoren,¹⁴ ja ganz im Gegenteil, erfuhren noch allerlei Ehren und erhielten oftmals noch Lehraufträge an Universitäten (so Prof. Dr. Werner Catei, einer der Planer und Gmachter der Kinder-»Euthanasie«, Ordinarius für Kinderheilkunde, erst 1960 unter dem öffentlichen Druck emeritiert); sie verflüchtigten sich in die Nachkriegsgesellschaft und waren vorerst stumm, sodaß sie nicht weiter auffielen. Das Exempel wurde nur an einigen Dutzend statuiert.

Dr. Georg Renno, Vergasungsarzt in Hartheim, er erfreut sich nach wie vor guter Gesundheit und wurde nie rechtskräftig verurteilt, antwortete auf die Frage, welche Empfindungen er bei der Tötung der Kranken verspürt hätte wie folgt: »Etwas Furchterliches habe ich bei der Tötung nicht empfunden, weil ich der Auffassung war, daß der Tod für die Betroffenen eine Erlösung darstellte und weil ihnen durch die Gaszuführung ein sanfter Tod bereitet wurde.«¹⁵

Renno lakonisch weiter: »Für überflüssig habe ich die Anbringung der Duschvorrichtung gehalten.«¹⁶



Getötet wurde in verschiedenen Formen; die allermeisten Kranken wurden vergast, und zwar mittels Kohlenmonoxydgas, hergestellt im Werk Ludwigshafen der IG-Farbenindustrie (BASF); andere starben durch Tötungsmedikamente wie Skopolamin oder Luminal -- sie wurden einfach »abgespritzt«.

Die »unnützen Esser« starben in keinen KZs, die »Minderwertigen« wurden in schlegelegenen Tötungsanstalten zu Tode gebracht; etwa in Schloß Hartheim bei Linz, wo laut Hartheimer-Statistik in den Jahren bis zum »Euthanasie-Stop« 1940/41 insgesamt 18.269 »Lebensunwerten« vergast wurden. Insgesamt gab es folgende 6 Tötungsanstalten:

- 1) Grafeneck
- 2) Brandenburg an der Havel
- 3) Bernburg an der Saale
- 4) Hartheim bei Linz an der Donau
- 5) Sonnenstein bei Pirna an der Elbe
- 6) Hadamar bei Limburg an der Lahn

Schöne, meist ehemals herrschaftliche Anstalten, im Gegensatz zu Auschwitz wahrhaft fürstliche Namen.

Am Beispiel der Tötung Südtiroler Geisteskranker ersieht man, daß nicht allein ökonomische Gesichtspunkte den Mord an den Nazis bestimmt haben. Die »Ausmerze Minderwertiger« ist nicht einzig und allein unter einem ökonomischen Aspekt gesehen, man muß hier einen sog. rassischen Gesichtspunkt unbedingt miteinbeziehen. Die Vernichtung »lebensunwerten Lebens« war unabtrennbarer Teil des NS-Rassenhasses, Teil der geradezu besessenen Mordlust eines gänzlich destruktiven Regimes des politischen Wahnsinns.

Die Südtiroler wurden ja nicht vom Deutschen Reich verköstigt, und trotzdem wurden die nach der Option »volksdeutschen Idioten« in Deutschland ermordet.¹⁷⁾

Bevor man die »armen Irren« vergaste, wurden sie noch photo-

graphiert und untersucht; jene, die Goldplomben hatten, wurden gekennzeichnet (man malte ihnen ein Kreuz auf den Rücken) -- nach der Vergasung wurden ihnen die »Goldzähne« herausgebrochen, die Leichen verbrannt. Die »Brenner«, so nannte man jene, die die Toten zu verbrennen hatten, bekamen für ihre »anstrengende Arbeit« einen viertel Liter Schnaps pro Tag.

Den Angehörigen der plötzlich »Verstorbenen« wurde ein Trosibrief (immer nach demselben Muster) und eine Urne (nicht immer mit der Asche des Verstorbenen -- die Asche der Verstorbenen wurde pauschal in die Urnen verteilt) zugesandt.

Da es hier um Ökonomie geht, interessieren auch die Zahlen. Unter der Voraussetzung, daß die Ernährung der »Ballastexistenzen« auch nach Beendigung des Krieges dieselbe bleiben würde, wurden folgende Ersparnisse an Lebensmitteln bei 70.273 »Desinfizierten« und einer durchschnittlichen Lebenserwartung von 10 Jahren errechnet (Hartheimer Statistik).

141 775 573,80 Millionen Reichsmark wurden demnach mit der Vergasung von 70.273 Menschen auf 10 Jahre eingespart ...

Zur Durchführung eines derartigen Massenmordes an behinderten und schwachen Menschen bedurfte es des immer noch vielgesprochenen deutschen Perfektionismus.

Die »Euthanasie«-Aktion nahm ihren Anfang im Jahre 1939 in Form der sog. »Kinderaktion«, darauf folgte die Aktion T 4, so benannt nach dem Sitz des Planungsstabes in Berlin, Tiergartenstraße 4, die Erwachsenen-»Euthanasie«, die im Jahre 1941 eingestellt werden muß, da sich der Protest in der Bevölkerung und seitens beider Kirchen häufte; trotzdem wird die »Euthanasie«-Aktion fortgesetzt, in Form der sog. »wilden Euthanasie«, sowie mit der Aktion 14 f 13 (dies war das Kürzel des Reichsinспекteurs der KZs beim Reichsführer-SS); diese Aktion betraf die Häftlinge-»Euthanasie«. Gemordet wurde bis Kriegsende.

Lebensmittelart	kg	Ctr	RM (Reichsmark)
Kartoffeln	189 737 160	3 794 743	14 420 023,40
Fleisch- und Wurstwaren	13 492 440	269 894	36 429 588,00
Brot	59 029 320	1 180 586	20 857 026,40
Mehl	12 649 200	852 984	5 439 156,00
Butter	4 216 440	84 328	15 179 184,00
Butterschmalz	421 580	8 434	1 771 056,00
Margarine	3 794 760	75 895	7 437 729,60
Speck	531 240	10 625	1 147 478,40
Quark	1 054 080	21 082	843 264,00
Käse	1 054 080	21 082	1 054 080,00
Nährmittel	1 686 600	33 732	843 300,00
Teigwaren	1 475 760	29 515	2 475 760,00
Sago usw.	421 680	8 434	210 840,00
Kaffeeersatz	3 373 080	67 462	3 238 156,80
Marmelade	5 902 920	118 058	7 083 504,00
Zucker	7 589 520	151 790	5 919 825,60
Eier	Stück 33 731 040	—	3 710 414,40
Gemüse	83 544 040	1 770 881	13 281 606,00
Hülsenfrüchte	4 216 440	84 329	1 138 438,80
Salz und Getreieersatz	1 054 080	212 082	295 142,40
Summe	400 244 520	8 004 891	141 775 573,80

ANMERKUNGEN

1 Siehe »Rassenschande ohne Ende? Juden in Bayern die Nürnberger Gesetze«, v. J. Streicher, In: Der Stürmer, Nr. 35, Sept. 1938, S. 1.
 2 Rede H. Himmlers bei der SS-Gruppenführertagung in Posen am 04.10.1943. In: IMI, Bd. XXIX, S. 122f.
 3 Siehe Michael H. Kaser, Hitlerjugend und Schule im Dritten Reich. In: Historische Zeitschrift 228 (1979), 69f.
 4 Ebd.
 5 Statistiken über die Zahl der vergasteten Geisteskranken, darunter die Berechnungen eingesparter Lebensmittel etc.; eine Kopie dieser Statistik erhielt ich über das BUNDESARCHIV in Koblenz.
 6 Siehe A. Mitscherlich, F. Mielke (Hrsg.), Medizin ohne Menschlichkeit. Dokumente des Nürnberger Ärzteprozesses, Frankfurt a.M. 1960.
 7 Deutsch: Die Züchtung der Arten durch natürlichem Zuchtwahl oder die Erhaltung der begünstigten Rassen im Kampfe ums Dasein.

8 Karl Binding, Alfred Hoche, Die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens. Ihr Maß und ihre Form, Leipzig 1920, S. 27.
 9 Doc. 230 PS, Nürnberger Ärzteprozess.
 10 Siehe Adolf Jost, Das Recht auf den Tod, Göttingen 1965.
 11 Siehe Binding, Hoche, Die Freigabe der Vernichtung ..., a.a.O.
 12 Hans F.K. Günther, Rassenkunde Europas, München 1926, S. 15.
 13 Näheres über den LEBENSBOHN e.V. bei Marc Hillel, Clarissa Henry, Im Namen der Rasse, Wien-Hamburg 1975.
 14 Siehe Ernst Klee, Was sie taten -- Was sie wurden, Ärzte, Juristen und andere Beteiligte am Kranken- und Judenmord, Frankfurt a.M. 1986.
 15 Aussage Dr. Georg Renno am 01.02.1965 GStA Frankfurt/Main, Nr. 5/65.
 16 Ebd.
 17 Darüber siehe Leopold Steiner, Ein vergessenes Kapitel Südtiroler Geschichte. Die Umsiedlung und Vernichtung der Südtiroler Geisteskranken im Rahmen des nationalsozialistischen Euthanasieprogramms, (Sterzflüge, Sondernummer), Bozen 1982.

Leopold Steurer

DIE TOTALE VERWIRRUNG DES ZÖGLINGS K.

Daß ein Großteil der jährlich erscheinenden Bücherflut zur Südtirolfrage besser gar nicht geschrieben werden sollte, dieser Überzeugung bin ich seit langem. Ganz einfach deshalb, weil allzu viele dieser Autoren, ohne die nötige wissenschaftliche Kompetenz, unkritisch und ungeprüft von anderen Autoren abschreiben, die ihrerseits wieder ... genug, man kennt dieses unendliche Geschichte. Das Neueste (und vielleicht bisher Unerreichte) in diesem Kuriositätenkabinett der Südtirolpublikationen bildet das Buch des Bröners Karl Mittermaier, herausgegeben vom angesehenen Bundesverlag in Wien, mit dem anspruchsvollen Titel: »Südtirol — Geschichte, Politik und Gesellschaft«.

Was einem da sogleich in die Südtiroler Realität hineinstolpern läßt, ist schon einmal das Unschlagbild. Denn da präsentiert sich das so in zwei Fotos: oben das deutsche Südtirol, in Farbe, eine Volkstanzaußführung, alles voller Harmonie und Schönheit — kurz: der deutsche Kosmos. Darunter das italienische Südtirol, grau in grau, protestierende Menschen mit Transparenten anlässlich eines Streiks — kurz: das italienische Chaos. Aber bitte, urteilen wir nicht vorschnell, denn für Titelbilder ist ja zumeist nicht der Autor, sondern der Verlag verantwortlich. Und nachdem das Buch ja auch verkauft werden soll, herrschen hier eben auch die ökonomischen Gesetze des Marktes und nicht allein die persönlichen Überzeugungen des Schreibers. Vielversprechend klingt jedenfalls die Präsentation des Buches im Werbeprospekt des Verlages: »sorgfältige zeitgeschichtliche Analyse«, »wissenschaftlich fundiert und mit objektivem Abstand geschrieben« — und »die nicht immer italienfreundliche Strategie der Südtiroler Volkspartei« dürfte für die in den letzten Jahren erneut aufgekommenen Spannungen »nicht schuldlos sein«. Ein solcher Satz läßt immerhin aufhorchen bei einem Buch aus dem deutschsprachigen Ausland. Und daß es sich hier um eine apologetische Darstellung im Sinne der SVP-Politik handle, kann man dem Autor ja auch kaum bzw. nur in den seltensten Fällen vorwerfen.

Gelegentlich enthält das Buch auch durchaus akzeptable Äußerungen, so etwa wenn der Autor die Überzeugung ausspricht, daß auch die im Lande lebenden Italiener als »Südtiroler« zu bezeichnen und ihnen genauso das »Heimatrecht« zuzuerkennen sei, oder daß die Autonomie nur von Dauer sein könne, wenn sie von allen drei Sprachgruppen getragen und akzeptiert werde

(S. 9/10). Überlegenswertes findet sich unter anderem auch im Kapitel über die Kulturpolitik des Landes (S. 168ff.) und einige Probleme sind an Hand der vorliegenden Sekundärliteratur nicht unbedingt schlecht zusammengefaßt. Diese wenigen positiven Aspekte sind allerdings bei weitem die Ausnahme, denn insgesamt regiert die Oberflächlichkeit, der Autor fährt mit dem Mähdescher über die Probleme hinweg und was am meisten stört, sind die schon nicht mehr zählbaren sachlichen Fehler. Sicherlich, in jedem Buch wird man bei genauer Überprüfung irgendwelche kleineren Sachfehler finden können, was aber hier vom Autor in dieser Hinsicht geboten wird, geht wahrlich weit über die Grenzen des Ertragbaren. So möge der geneigte Leser verzeihen, wenn sich diese meine Besprechung auf eine Auflistung dieser größten »Schnitzer« beschränkt, wobei auf Vollständigkeit schon aus Platzgründen nicht Anspruch erhoben werden kann.

Und es beginnt schon gleich auf den ersten Seiten. Da wird doch behauptet, daß Italien nach der Erreichung seiner staatlichen Einheit (1861 nicht 1859 bitte!) »nur noch mit dem Trentino in die Halbinsel hineinragte« und weiter: »Durch Jahrhunderte (sic!) hatte diese hier der Haß vieler Italiener gegen Österreich gestaut« (S. 14). Wo bleiben da etwa die noch unter Österreich gebliebenen Italiener des Küstenlandes (Görz, Gradisca, Triest) und welche Jahrhunderte des italienisch-österreichischen Gegensatzes waren dies wohl? War die Erbfeindschaft Italien - Österreich etwa nicht auf die 100 Jahre zwischen Wiener Kongreß und Erstem Weltkrieg beschränkt und hat es in den Jahrhunderten vorher zwischen Österreich und dem italienischen Raum nicht weitaus mehr Kooperation auf den verschiedensten Gebieten als Gegensätze gegeben?

Vollkommen unbefriedigend bleibt aber auch die Darstellung der österreichisch-italienischen Beziehungen in der Zeit des Dreibundes, dessen entscheidende Veränderung von 1887 nicht einmal erwähnt wird. So reduziert sich der Kriegseintritt Italiens auf der Seite der Entente im wesentlichen auf dessen »Opportunismus« und die Tatsache, daß »England und Frankreich (sein Kriegsbeginn) Unmengen Geld nach Italien« schickten (S. 19). Nun ist die politische und finanzielle Unterstützung Frankreichs für Mussolini und das Lager der Interventionisten keine Neuigkeit, unerfindlich und unbelegt bleiben allerdings die »Unmengen« von englischen Pfund Sterling.

Im Kapitel über St. Germain hält sich der Autor allzu unkritisch an das Buch von Richard Schober, dessen spekulative These, daß bei einer anderen außenpolitischen Orientierung Wiens und Innsbrucks Südtirol für Österreich zu retten gewesen wäre, er im wesentlichen übernimmt. Daß allerdings Frankreich zur Zeit der Friedensverhandlungen »den März 1919 als Endtermin (?) für einen Abschluß festgesetzt« (S. 23) habe — wo sieht dies bloß? Und daß sich Italien in Paris bei den Friedensverhandlungen »nicht (!) auf den Londoner Geheimvertrag« (S. 25) berufen habe, ist wohl ebenfalls falsch. Richtig müßte es da schon heißen, daß die italienische Delegation außer und neben den Vereinbarungen des Jahres 1915 auch strategische und ethnische Argumente vorbrachte. Auch die Behauptung, die italienische Regierung habe in den Jahren 1919 — 22 den Nationalisten und Faschisten in der Frage Südtirol »völlig freien Lauf« gelassen (S. 26) bedürfte wohl einer etwas differenzierteren Beurteilung. So wie es da steht, ist es ganz einfach falsch.

Übergehen wir das Kapitel des Aufstiegs und der Machtübernahme des Faschismus, in dem der Autor verschiedene politologische und historiographische Thesen gegenüberzustellen und aufzuzeigen versucht. Die Italianisierung der deutschsprachigen Familien- und Ortsnamen durch Tolomei kommentiert der Autor unter anderem mit dem apodiktischen Satz: »Die Wissenschaft ist sich einer Meinung, daß es — genauso wie ein Familiennamen nicht in eine andere Sprache übersetzt werden kann — in einer Sprache keine zweiten Ortsnamen geben kann« (S. 41). Abgesehen von der sprachlich nicht korrekten Formulierung (man kann da ja nur vermuten, was der Autor wirklich

meint), mag es bezweifelt werden, ob die Wissenschaft da ganz so einer Meinung ist, daß ein Ortsname (im Unterschied zu einem Familiennamen) nur in einer Sprache vorhanden sein und Geltung haben könne. Wie das wohl mit den zwei- und mehrsprachigen Ortsbezeichnungen in gemischtsprachigen Gebieten der österreichisch-ungarischen Monarchie war? Bei der Forderung nach der Abschaffung der Namenübersetzungen Tolomeis (es handelte sich dabei bekanntlich in vielen, aber nicht in allen Fällen, um reine »Erfindungen«) dürfte wohl auch eine Rolle spielen, inwieweit heute den in Südtirol lebenden Italienern wirklich ein »Heimatrecht« zugestanden und inwieweit Südtirol als gemischtsprachiges oder eben rein deutsch- und ladinischsprachiges Land beurteilt wird.

Daß der 1918 in Innsbruck gegründete Andreas-Hofer-Bund, der sich damals und in den folgenden Jahren die »Wiedergewinnung« Südtirols zum Ziele setzte, mit dem Andreas-Hofer-Bund der Jahre 1939—45 (der vor allem Propaganda fürs Dableiben und gegen den Nationalsozialismus betrieb) verwechselt bzw. in einen Topf geworfen wird (S. 44), ist vollkommen unverständlich — aber wahrscheinlich ein symptomatisches Beispiel für die Arbeitsweise des Autors.

Die Option des Jahres 1939 ging wohl um die Frage der Staatsbürgerschaft, nicht aber um jene der »Staatsform« (S. 54), wie der Autor irrtümlich meint. Und der Satz »Zu den Südtirolern, die als Volksdeutsche bezeichnet wurden, gehörten auch die Ladinern« (S. 54) ist ebenfalls gewaltig vereinfachend. Wer als »Volksdeutscher« und damit als optionsberechtigt zu gelten habe, war damals zwischen faschistischen und nazistischen Behörden generell umstritten (erstere versuchten hier vor allem subjektive Kriterien wie Abstammung, Sprache und Familiennamen geltend zu machen, während sich letztere mehr auf das »subjektive Bekenntnis« verließen); zwar wurde die Optionsberechtigung der Ladinern des Gröden- und Gaderiales offiziell von faschistischer Seite anerkannt (von Tolomei aber bekanntlich nicht), vollkommen ausgeschlossen davon blieben jedoch die Ladinern der Provinz Trient und im Falle der Ladinern der Provinz Belluno kam es zu endlosen Streitigkeiten. Genauso wenig waren die Dableiben »bereit, italienisch zu sein«



(ebenda) oder zu werden, jedenfalls nicht im Sinne von Kultur und Sprache, sondern nur im Sinne der Beibehaltung der italienischen Staatsbürgerschaft — so wie dies ja schon bisher der Fall war

Die Darstellung der Person De Gasperi ist schon einigermaßen skurril (S. 63ff.): da hat der Leser quasi den Eindruck, er wäre stets ein antifaschistischer Widerstandspolitiker gewesen, im österreichischen Reichsrat soll er sich einen »partitokratischen Komplex« geholt haben und sein Verdienst als Ministerpräsident von 1945 bis 1953 sei es vor allem gewesen, »eine Agrarreform durchgeführt zu haben« (welche und wo bitte?). Zustimmung kann man allenfalls dem Urteil, daß De Gasperi als Politiker und Staatsmann zumeist ein »Opportunist« war — ob aber wirklich ein »Militarist«? Und ganz unvermittelt und für den Leser verwirrend steht da auch der Satz, das von De Gasperi und Grüber abgeschlossene Abkommen von 1946 habe sich als »völkisches Todesurteil für die Südtiroler Minderheiten« herausgestellt (S. 65). Nun mag dies die These der Südtiroler Heimatbündler und ähnlicher rechtsradikaler Kreise im deutschsprachigen Ausland sein, aus der gebotenen Darlegung der Südtiroler Politik nach 1945 geht dies keineswegs stringent hervor. Nicht weniger verwirrend klingt der Kommentar zum Paket des Jahres 1969: »Der wichtigste Punkt (!) des Paketes war die Beibehaltung der Region Trentino-Südtirol« (S. 84), wo doch klar sein müßte, daß der zweifellos wichtigste Inhalt von Paket und zweitem Autonomiestatut eben die Auflösung der bisherigen Regionalautonomie zugunsten der Provinzialautonomie war (die Region wurde zwar de jure nicht vollkommen abgeschafft, hat aber in der Praxis nur mehr wenig Bedeutung und Kompetenz), also die fast zu 100% verwirklichte Forderung des »Los von Trient« von 1957.

In welchem Zusammenhang Pariser Vertrag, Autonomiestatut und Selbstbestimmungsrecht eventuell stehen, darüber kann sich der Autor selbst nicht klar werden: so behauptet er einmal, durch das Autonomiestatut sei der Pariser Vertrag »endgültig überwunden« (S. 85), den (dem Heimatbund nahestehenden) Völkerrechtler Otto Kimminich zustimmend zitierend wird hingegen die These vertreten, mit der Annahme des Pakets sei der Anspruch auf das Selbstbestimmungsrecht »nicht erloschen« (S. 87), und wenig später ist der Leser wiederum verwirrt, denn da stehen die Behauptungen, daß »der Abschluß des Pakets ... das Ende der Südtirolfrage sein« wird (S. 121), daß es von seiten der UNO aber keineswegs geklärt sei, ob der Südtiroler Minderheit das Selbstbestimmungsrecht nicht nur de jure, sondern auch de facto zustehe (S. 144) und unbefragt sicher ist für den Autor, daß nach Abschluß des Operationskalenders, also der Streitbeilegungserklärung, »die Schutzfunktion Österreichs« endgültig aufhöre zu bestehen (S. 147).

Neben dem Verwirrspiel der Aneinanderreihung sich widersprechender Ansichten, wo es dem Autor ohne weiteres gelingt, alles auch noch so Gegensätzliche unter einen (nämlich seinen eigenen) Hut zu bringen, überraschen die vielen Pauschalurteile: da wurden in Italien seit 1945 die Verbrechen des Faschismus angeblich »größtenteils totgeschwiegen« (S. 94), die Haltung von Bischof Gargiulo war »eindeutig proitalienisch« (S. 116), das knappe Abstimmungsergebnis der SVP-Landesversammlung vom November 1969 ist ein »aus modern-demokratischer Sicht fragliches Ergebnis« (S. 84 — was heißt schon »modern-demokratisch«??), die SVP-Ortsobmänner, deren Zustimmung zum Paket damals ausschlaggebend war, sind in bezug auf politische Kenntnisse »Analphabeten« (S. 83), Leute mit »beschränktem Politikverständnis« (S. 128) bilden aber auch die Führung des Südtiroler Heimatbundes und schließlich gibt es da überhaupt »das unzureichend aufgeklärte Volk« (S. 144). Dies alles hindert unseren Autor aber nicht daran, die These zu vertreten, daß es »undemokratisch« war, die Entscheidung über Annahme oder Ablehnung des Pakets einer Partei wie der SVP zu überlassen, anstatt eine »Volksbefragung« (S. 82f.) durchzuführen — wo also wiederum alle Analphabeten, beschränkt bzw. unzurei-

chend politisch Aufgeklärten mitstimmen dürften! Ob da das resignative Demokratieverständnis, daß in Südtirol von Demokratie und »Volksherrschaft« bei der von der SVP praktizierten Politik sowieso nicht die Rede sein könne (S. 125), bzw. daß es ganz einfach zur »Natur des Menschen« gehöre, entweder zu herrschen oder eben sich zu unterwerfen, weiterhelfen kann? So wie der Autor die Situation beschreibt, ist es eine wahrlich ausweglose Angelegenheit.

Ersparen wir uns eine kritische Analyse der Darstellung einiger Südtiroler Parteien — man müßte allzu viele Seiten damit füllen. Zu geradezu absurden Schlußfolgerungen muß der Leser auch beim Kapitel über die Ladiner kommen: diese sind nämlich laut Autor 1. die am wenigsten vermischte Sprachgruppe (S. 153), 2. jene Gruppe, deren Eigenständigkeit in der Zeit vor 1918 nie einer Gefahr ausgesetzt war (S. 155) und an der schließlich und endlich auch »der faschistische Assimilierungsprozeß ... kaum Spuren hinterlassen« hat (S. 157). Wären die Ladiner nicht auf 3 Provinzen aufgeteilt und würden sie nicht durch einige Bestimmungen des ethnischen Proporztes benachteiligt — was fehle ihnen noch?

Generell pessimistisch geht es zu, wenn von Assimilation und italienischer Zuwanderung die Rede ist: da wurden vor 1914 deutschsprachige Dörfer des Unterlandes von der italienischen Zuwanderung »eingesucht« (S. 110), der numerische Rückgang der italienischen Sprachgruppe anlässlich der Volkszählung von 1981 um 14.000 Personen wird zwar erwähnt, soll aber »nicht irritieren« (S. 111), vor allem »in den Städten und größeren Gemeinden, wie etwa im Unterland« (S. 193) befindet sich die deutsche Sprachgruppe in einem Assimilierungsprozeß (daß alle neuesten statistischen Erhebungen und wissenschaftlichen Untersuchungen dem widersprechen, scheint den Autor nicht im mindesten zu stören) und so klingt das Buch aus mit der weiter nicht belegten Behauptung, »daß die Kurve des Assimilierungsprozesses stark im Steigen« sei (S. 196) und der ebenfalls kommentarlos wiedergegebene Aussage des Heimatbundes, daß im Südtiroler Unterland »bald keine deutsche Sprache mehr sein« werde.

Erlauben wir uns zum Schluß noch einen halsbrecherischen Abstecher ins Kapitel über die wichtigsten Daten zur Südtiroler Geschichte und das Verzeichnis der Abkürzungen: da verhandeln Hitler und Mussolini schon 1936 über die Umsiedlung der Südtiroler, da erfolgt die Wiederverleihung der italienischen Staatsbürgerschaft an die Reoptanten erst mit dem 31.8.1956 (wie all die Leute wohl bis dahin ihr Wahlrecht ausüben konnten?), da beweist Kanonikus Gampfer in einer Schrift von 1953, daß zwischen 1946 und 1952 an die 60.000 Italiener nach Südtirol zugewandert seien, da wird der ACB (die deutsche Bezeichnung für CGIL) zum »Autonomen« anstatt »Allgemeinen« Gewerkschaftsbund; zu verlangen, daß italienische Ausdrücke und Bezeichnungen auch richtig geschrieben (als Beispiel: ständig »comunista« statt »comunista«), politische Parteien nicht umgetauft (als Beispiel: »Andere Demokraten« statt »Arbeiter-Demokratie«), die Anzahl der Landtagssitze der einzelnen Fraktionen korrekt angegeben (bei der Alternativen Liste für's andere Südtirol: 1 statt 2 Sitze), oder zwischen den »sindacati autonomi« und der faschistischen Gewerkschaft CISNAL unterschieden werden sollte — derartige Minimalforderungen mögen angesichts der Oberflächlichkeit des gesamten Buches fast schon wie Pedanterie klingen.

Ich geb's auf, weitere Sachfehler aufzulisten, mit einem lauten »Genug!« lege ich das Buch aus der Hand, denn ich habe langsam Angst, daß mein Kopfschütteln chronisch wird wie jenes von Magnago. Apropos Magnago: so wenig ich ein Freund seiner politische Linie bin, so sehr wünsche ich ihm persönlich aus ganzem Herzen, daß er dieses Buch nie zu Gesicht bekommen möge. Was er nach Lektüre dieses Buches eventuell mit seinen zwei Krücken tun würde, wenn sich der Autor zufällig neben ihm befinden sollte — genau weiß ich es natürlich nicht, aber eine ganz konkrete Vorstellung hätte ich da schon.

Ulrich Ladurner

DAS, WAS WIR BRAUCHEN

JES-SÜDTIROL MELDET SICH

Anfang Oktober hat die JES Südtirol allen Südtiroler Studenten in Innsbruck ein Flugblatt zukommen lassen (Kosten ca. 250.000 Lire), in dem sie die Einrichtung eines »Südtirol-Referates« an der ÖH Innsbruck verlangt. In Innsbruck hat das unter den Südtiroler Studenten für einige Aufregung gesorgt. Das ist etwas ungewöhnlich, da man sich ja sonst über die Forderungen der JES-Südtirol nicht besonders aufregen muß. Nicht etwa weil sie sowieso gut und richtig wären, sondern weil sie sich durch ihre Argumentation und ihre fadenscheinigen Absichten meist disqualifizieren.

Das trifft, wie ich noch erläutern werde, auch in diesem Fall zu. Aber die JES-Südtirol nutzt diesmal ihren strategischen Vorteil. Die konservative JES, die eine österreichweite Organisation ist und an die sich die JES-Südtirol angehängt hat, kandidiert bei Studentenwahlen und sitzt folglich auch in den Studentenparlamenten. Im Innsbrucker Hauptausschuß hat sie zwei Vertreter. An und für sich nicht viel, aber bei der derzeitigen Konstellation haben diese beiden Sitze ein besonderes Gewicht. Die Aktionsgemeinschaft hat zwar die Mehrheit im Hauptausschuß, für die Verabschiedung des Haushaltes reicht das aber nicht. Da nun die beiden anderen Fraktionen, VSSTÖ und BDL (Basisdemokratische Liste), nicht bereit sind, die Aktionsgemeinschaft zu unterstützen, benötigt diese die Unterstützung der JES. Diese einmalige Position hat sich die JES zunutze gemacht und die Einrichtung eines »Südtirol-Referates« gefordert. Für die Einrichtung eines Referates ist zwar eine Zwei-Drittel-Mehrheit notwendig, aber man kann damit rechnen, daß es auch andere Möglichkeiten gibt, diese Hürden zu überwinden.

Die SH ist nun nicht im Hauptausschuß vertreten. Die einzige Möglichkeit ist daher eine entschiedene »außerparlamentarische« Opposition und eine gezielte Aufklärungsarbeit. Es hat sich als ein großes Problem erwiesen, den Südtiroler Studenten in Innsbruck klarzumachen, was die Forderung der JES-

Südtirol wirklich bedeutet. Es ist anscheinend so, daß es genügt, für Südtiroler etwas zu fordern, um eine breite und unreflektierte Unterstützung zu erhalten. Hat sich einmal der Satz »Braucht ihr eine finanzielle Unterstützung?« in den Köpfen festgesetzt, ist es außerordentlich schwer, ihn wieder zu vertreiben.

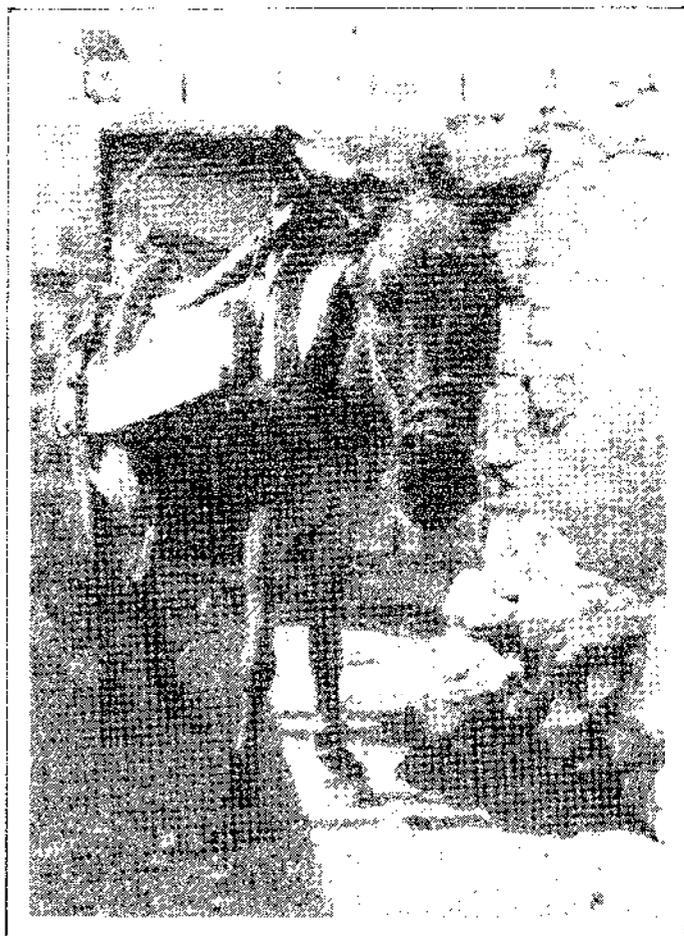
Nun, warum opponiert die SH gegen die Forderung der JES-Südtirol? Ist es wirklich so, wie böse Zungen meinen, daß sich die SH gegen alles, was von dieser Seite kommt, stellt? Handelt es sich wirklich, auch das eine weitverbreitete Meinung unter Südtiroler Studenten, um eine Auseinandersetzung zweier ideologisch entgegengesetzter Organisationen, bei der die Interessen der Studenten zu kurz kommen?

Die letzte Frage ist gleich zu verneinen. Die JES ist ein ideologisch gebundener Verein. Nur, wer sich als konservativ versteht, wird einen Zugang zu ihr finden können. Ganz anders die SH. Es gibt statutarisch keine Beschränkungen. Der kleinste gemeinsame Nenner ist das Engagement für eine angemessene Vertretung aller Südtiroler Studenten und nicht ein konservatives Selbstverständnis, oder sonst irgendein ideologisches Bekenntnis. Ein Vergleich schließt sich also rein definitorisch aus.

Die Opposition der SH gegen die Einrichtung eines »Südtirol-Referates« erklärt sich aus dem Inhalt der Forderungen.

Die JES will eine »Schlüsselposition« bei der »finanziellen Unterstützung für Untersuchungen, Projekte Aktionen usw., die Südtirol bezogen sind« einnehmen. Die Stellen zur Stipendienvergabe sind derzeit vornehmlich die Provinz Bozen, das Südtiroler Kulturinstitut, das Deutsch-italienische Kulturinstitut und zur Unterstützung von Dissertationen und Diplomarbeiten die Südtiroler Landessparkasse. Für diese Stellen ist die SH Ansprechpartner. Wozu also ein »Südtirol-Referat« an der ÖH Innsbruck?

Weiter heißt es im Flugblatt: »das Südtirol-Referat sollte sich der Probleme annehmen, die von den Fachschaften wegen ihres



Südtirol spezifischen Charakters nicht gelöst werden können. Man müßte zuerst wohl wissen, was diese Probleme mit »spezi-fischen Charakter« sind, um darauf näher eingehen zu können. Die JES ist hier wenig präzise.

Gehen wir weiter: »Ein Südtirol-Referat« sollte der »Förderung inter-fakultärer Zusammenarbeit auf Studentenebene, wie z.B. Juristen Wirtschaftlern und Politikwissenschaftlern im Rahmen von Südtirolprojekten« dienen. Zunächst einmal: Was bedeutet denn das Modewort »inter-fakultäre Zusammenarbeit«? Und schließlich: Seit wann gibt es denn eine so große Menge an Südtirolprojekten, daß man damit eine eigene Einrichtung dafür rechtfertigen könnte?

Dann heißt es, ein »Südtirol-Referat« sollte eine »Beschwerdestelle für allfällige Probleme, die den zuständigen Kommissionen und Organen an der Uni weitergeleitet werden, sein, d.h. ständiger Kontakt mit den Südtiroler Studentenvertretern in den einzelnen ÖH-Organen«. Erstens: Welche sind diese Vertreter der Südtiroler Studenten in den einzelnen ÖH-Organen? Zweitens: Brauchen die Südtiroler wirklich ein »Südtirol-Referat«, das sie bei ihren Vertretern vertritt?

Weiter: Das »Südtirol-Referat« sollte »speziell für Medizin-studenten eine Art Informations- und Vermittlungsstelle für Prak-tika und Spezialisierungen an der Uni-Klinike« sein. Erstens: Für die Praktika ist die Fachschaft zuständig und zwar für alle Medi-zinstudenten, für Österreicher und Südtiroler u.a. Zweitens: Will die JES durch diese Forderung auf der einen Seite die An-reize für eine noch größere Isolation der Südtiroler Studenten verstärken und auf der anderen Seite die ohnehin schon beste-henden Vorurteile gegenüber Südtiroler Studenten bestätigen?

Als letzte Forderung sollte das »Südtirol-Referat« ebenso »der Vermittlung von Ferienjobs und Praktikantenstellen in Südtirol in Zusammenarbeit mit anderen Institutionen« dienen. Die JES sollte sich besser informieren, denn eine solche Funktion ist aus arbeitsrechtlichen Gründen dem Arbeitsamt vorbehalten. Den geringen gesetzlichen Spielraum nützt die SH bereits aus.

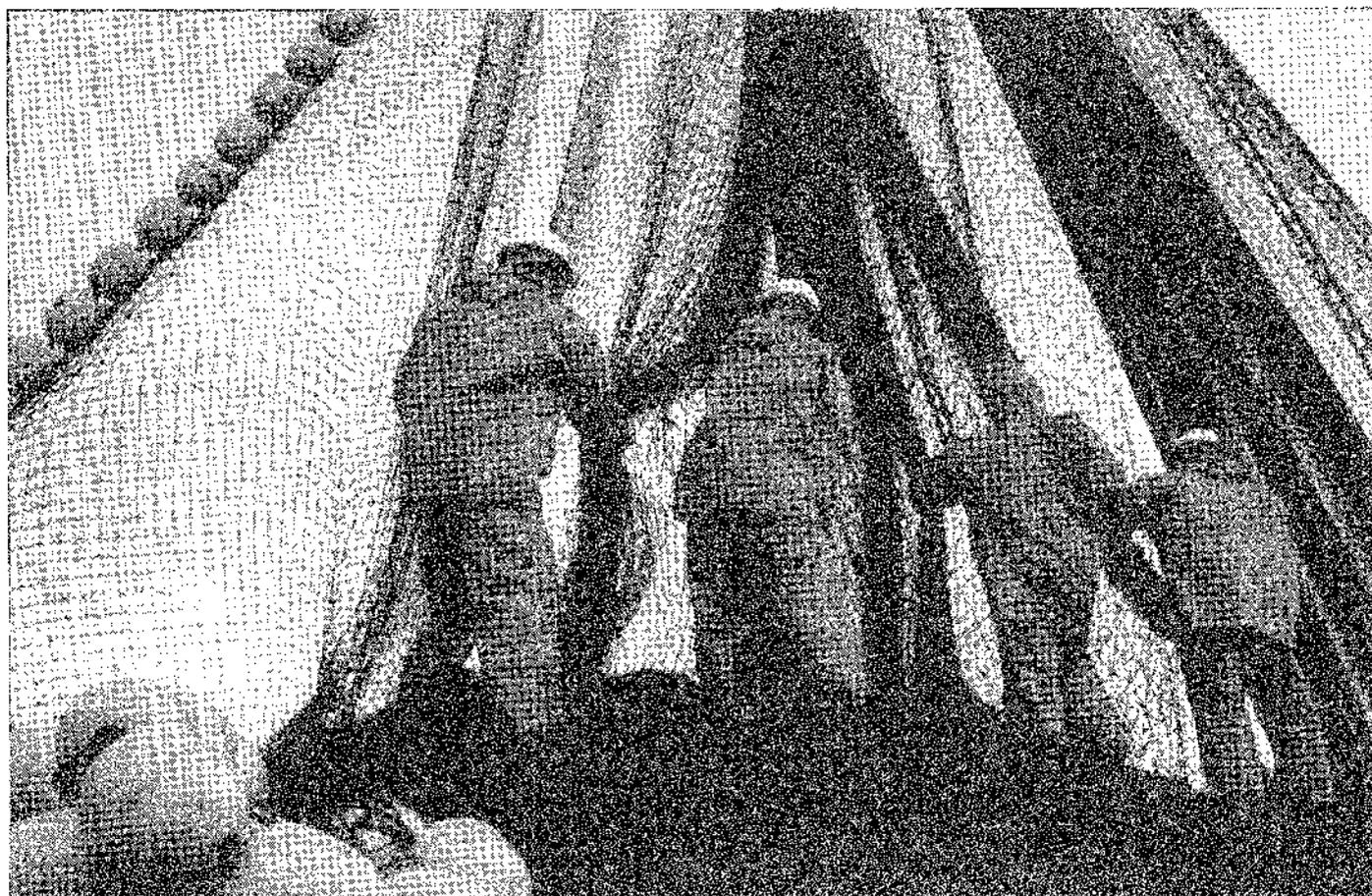
Schließlich darf man nicht vergessen, daß all diese Forderungen

nur für die »Innsbrucker« gelten. Die Südtiroler Studenten in Wien, Graz, Verona, Padua, Florenz usw. werden vergessen. Ganz im Gegensatz zur SH, hat die JES in diesen Städten noch nie etwas unternommen.

Jetzt soll noch einer behaupten, daß die JES die Vertretung der Südtiroler Studenten im Auge hat. Es geht hier einzig um die Absicht einer ideologisch stark gebundenen Organisation, eine Machtposition zu erringen, um von dort aus ein ganz bestimmte Politik zu betreiben. Was hat das mit der von allen besonders von der JES (s. Leserbrief vom 2.12.1986 in den »Doiorniten«) so geliebten Sachlichkeit zu tun? Welches Politikverständnis ist es, wenn man von »Sachfragen« spricht und politische Fragen meint?

Es gibt aber immer noch einige, die meinen, die Forderung der JES sei dermaßen haltlos, daß sich eine Auseinandersetzung damit erübrige. Die Forderungen sind haltlos, ja. Aber die JES verfügt in diesem Fall über einige institutionellen und finanziellen Möglichkeiten. Außerdem kann die JES in einem Klima argumentieren, in dem die Politisierung der Studenten beim Satz »finanzielle Unterstützung« anfängt und dann im nächsten Moment bei einem abwehrenden »aber mit Politik will ich nichts zu tun haben« aufhört. Was auch immer die Einrichtung eines »Südtirol-Referats« an der ÖH-Innsbruck für Folgen haben mag, eines ist sicher, es würde ein Instrument in den Händen einer ideologisch festgelegten Organisation, das durch die Institutionalisation einiges an Gewicht erhalten könnte.

Eine Südtiroler Hochschülerschaft, die den Anspruch hat, daß ihre Politisierung etwas weiter geht als die der durchschnittlichen Studentenschaft, muß sich gegen solche Initiativen wehren. Es gilt eine demokratische Institution zu verteidigen. Dazu braucht es eine SH, die bereit ist, sich mit an und für sich haltlosen For-derungen auseinanderzusetzen. Eine SH, die kämpferisch ist und sich nicht auf irgendwelchen Spielwiesen austobt, um nicht in der Überzeugung, daß man ein besseren Inhalt vertreten, zu erstarren.



DER ZEIT IHRE KUNST DER KUNST IHRE FREIHEIT

Andreas Feichter

DIE ÖKONOMIE DER KULTUR oder DIE VERHURUNG DES GEWERBES

Italien 1986: Anlässlich der Eröffnung der Biennale von Venedig präsentiert der Konzern Jacorossi Spa seine »Iniziativa Kepleto«, ein Kulturprojekt, das von berühmten Künstlern (Burri, Ceroli, Vedova) getragen wird; Olivetti und Montedison besorgen die Restaurierung der Brancacci Kapelle in Florenz; die Banca Cattolica del Veneto läßt das Teatro Olimpico von Vicenza renovieren; den Vogel schießt wie immer Italiens Paradeunternehmen FIAT ab: Die Restaurierung des Palazzo Grassi in Venedig, dessen Ausbau zu einem Kunstzentrum und die anschließende Realisierung einer Mega-Ausstellung, der bisher umfassendsten, über den Futurismus; und und und.

Die italienischen Großunternehmen schreiben also wieder schwarze Zahlen, die Rationalisierungsmaßnahmen sind größtenteils abgeschlossen, die Massenentlassungen durchgesetzt. Waren bislang nur einige wenige (in die Zukunft blickende) Manager einzelner Großkonzerne (Olivetti und Montedison) bereit, Firmkapital in kulturelle Aktivitäten zu investieren, so brach im heurigen Jahr ein wahrer Investitionsboom aus, dessen weitreichende Konsequenzen noch kaum abschbar sind.

Die italienische Privatindustrie hat in ihrer neuen expansiven Phase die »Ökonomie der Kultur«, die strenge, immer zwingender werdende gegenseitige Abhängigkeit von Kultur und Wirtschaft entdeckt. Nicht umsonst wurde im Mai dieses Jahres nach französischem bzw. amerikanischem Vorbild die erste »Associazione per l'economia della cultura« gegründet: Dieses für Italien neue Projekt soll Analysen liefern über die Schlüsselrolle, die der Kulturpolitik in der nächsten Zukunft sowohl in streng wirtschaftlicher als auch in wissenschaftlicher und ideologischer Hinsicht zufallen wird: In der derzeitigen Phase des Übergangs von der Fabrikgesellschaft hin zu einer Gesellschaft, die qualitatives Wachstum und neue Freizeitmöglichkeiten bieten sollte, fällt den kulturpolitischen Zukunftskonzepten die entscheidende Bedeutung zu.

Doch der größte Teil der öffentlichen Verwaltung — von der obersten Regierungsebene bis hin zu den Gemeindevertretern — ist unfähig, untätig und durch Skandale und bürokratische Hindernisse erstarrt und verspielt so jedes »Projekt Kultur / Zukunft« (bestes Beispiel dafür das Vorhaben »Firenze — Capitale della cultura 86«, das im Januar hätte gestartet werden sollen, das aber aufgrund von Parteienstreitigkeiten und bürokratischen Schwierigkeiten erst zu Jahresmitte offiziell eröffnet werden konnte).

Das zuständige Ministerium (Ministero per i beni culturali) und mit ihm die gesamte Regierung steht der neuen Situation ohnmächtig gegenüber — in finanzieller wie auch in ideologischer Hinsicht — und frönt neokonservativen Programmen. Als einziges konkretes Vorhaben wurde das vieldiskutierte »progetto Gullotti — De Michelis« vorgestellt, eine Art Arbeitsplatzbeschaffungsprogramm für Jugendliche im Bereich der Anwendung der neuen Technologien im Kultursektor: 6000 bis 9000 Jugendliche sollten demnach an der informatischen Erfassung der Kulturdenkmäler Italiens arbeiten.

Des weiteren aber weiß dieses Ministeriums keine andere Antwort auf die derzeitige »Kulturkrise« als Steuererleichterungen für Investitionen von Privatpersonen und -unternehmen in die »Kultur« zu gewähren (legge Scotti aus dem Jahre 1982) und somit eine Privatisierung der Kulturausgaben voranzutreiben.

Und die wenigen linken Stadtverwaltungen, die weitreichende kulturelle Aktivitäten in relativ autonomer Weise setzen, sind inzwischen längst ausgebootet; eine bloß reagierende anstatt agierende Arbeiterbewegung, die ausschließlich auf ihren Zeitungs- und Kulturfesten großspurig vorgibt, neue Ideen zu präsentieren, scheint derzeit kein angemessenes Kulturkonzept für eine durch die Informatisierung veränderte Welt zu entwickeln.

Dagegen weiß man auf der Gegenseite genau, was man will: Die

Geschenke der Neokonservativen an die Privatunternehmen werden freudig aufgenommen, eine wahre »Schatzsuche« hat begonnen. Noch nie nämlich haben die italienischen Privatunternehmen so ehrgeizige Pläne geschmiedet und diese auch gegen staatliche und städtische Verwaltung in so präpotenter Weise durchgesetzt.

Die »kulturelle Zukunft Italiens« ist plötzlich das Lieblingkind der Privatunternehmer. Ein Beispiel für viele:

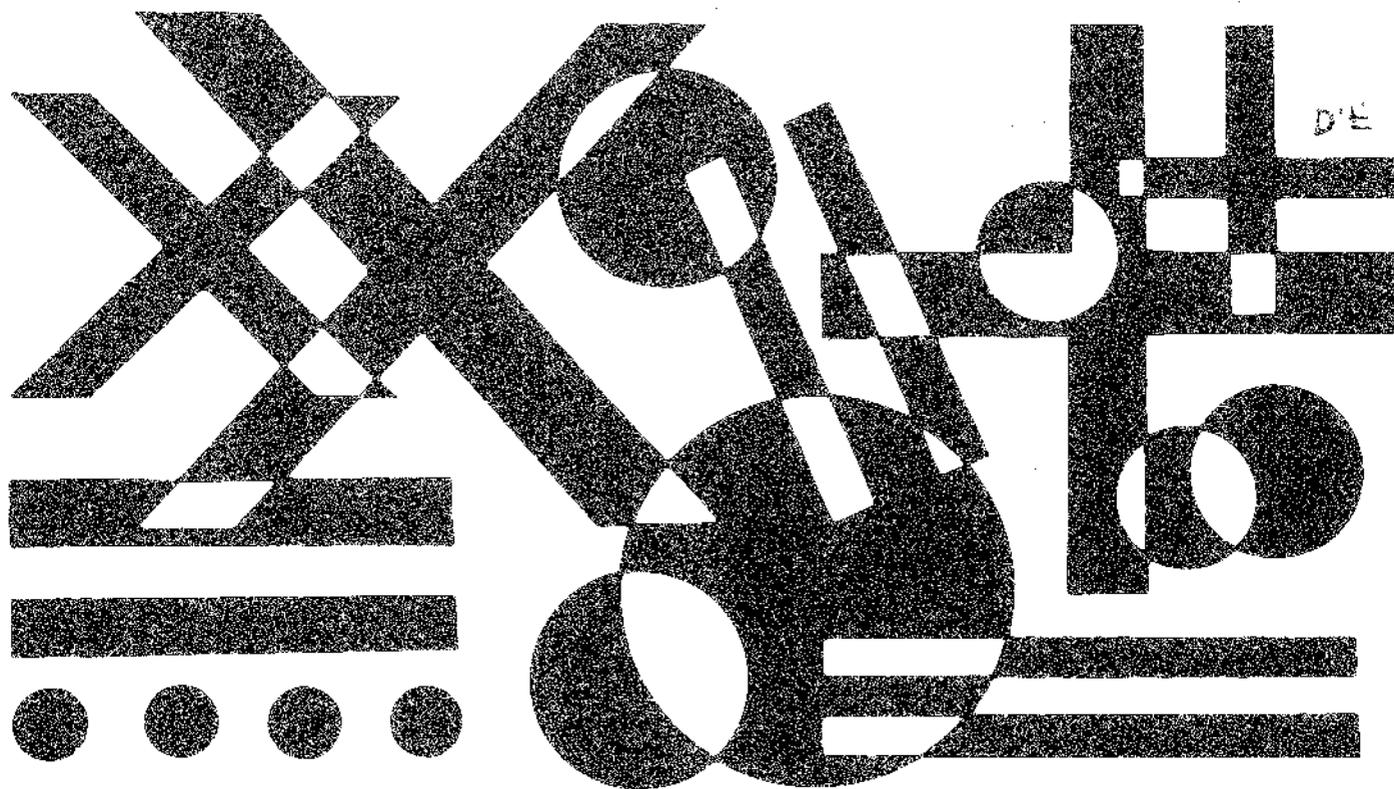
Leopoldo Pirelli, Chef des gleichnamigen Mailänder Prestigeunternehmens, der im kommenden Jahr mit der Inbetriebnahme eines neuen voll automatisierten Werkes nur mehr 3500 Arbeiter beschäftigen wird, präsentierte Ende April sein international ausgeschriebenes »progetto Bicocca«, einen architektonisch-urbanistisch-technologischen Lösungsvorschlag für eine neue veränderte Industriewelt: Auf dem Gelände des alten Pirelli-Werkes, einer traditionellen Hochburg der »colletti blu«, wo eine starke Arbeiterbewegung noch vor einem Jahrzehnt konkrete Zukunftsperspektiven formulierte, soll ein neues Technologiezentrum entstehen. Hier soll für Mailand die Zukunft, das Jahr 2000, beginnen. Pirelli hat es sich zum Ziel gesetzt, die Stadt in urbanistischer wie auch in »philosophischer« Hinsicht zu verän-

Wohin die private Sponsortätigkeit, die ja (nach Auskunft von »Capital«) einzig auf Prestigesteigerung und Gewinn ausgerichtet sein soll, führt, hat FIAT in Venedig in eindrucksvoller Weise vorgeführt: FIAT kaufte um rund 10 Mrd. Lire den Palazzo Grassi am Canal Grande in Venedig, investierte weitere 14 Mrd. in dessen Restaurierung, die in knapp einem Jahr abgeschlossen war.

Alein dies wurde zu einem provozierenden Akt der Effizienz, den das Privatunternehmen hier dem langsamen und bürokratischen Vorgehen der öffentlichen Verwaltung entgegen stellen wollte. (Paolo Portoghesi, Chef der Biennale, beklagt sich bitter über die »goldenen Brücken«, die dem Privatkonzern FIAT von der Stadtverwaltung für die Realisierung dieses Projektes gebaut wurden.)

Als künstlerischer Direktor für den Palazzo Grassi wurde kein geringerer als Pontus Hulten, der Großmeister der internationalen Expositionsszene, engagiert. (Die Zeiten sind vorbei, in denen Hulten noch zusammen mit Peter Weiss Avantgardefilmfestivals organisierte.)

Und als Thema für die erste Megaausstellung konnte nur der Futurismus, genauer die Futurismen, gewählt werden.



dern, von der Arbeiter- zur Angestelltenstadt und somit von einer Arbeiter- zu einer Angestelltenkultur. Sämtliche 18 aus aller Welt eingelangten Projekte sind übrigens im Rahmen der Triennale im Mailänder Palazzo delle Arti zu bewundern.

Und: Die Unternehmer verstehen sich nicht als neue Mäzene, sondern ausschließlich als Sponsoren. Investitionen im Kulturbereich sind demnach reine Marketingoperationen und müssen einzig und allein der externen Imagepflege des Unternehmens bzw. einer Verbesserung der internen Betriebsidentifikation dienen. Den durchwegs finanzkräftigen Lesern der Zeitschrift »Capital«, die ihre Juninummer fast ausschließlich dem Thema »Arte e denaro« widmete, wurden auch gleich passende Investment-Vorschläge und Argumentationshilfen ins Haus geliefert ...

Der Futurismus sei nicht nur die einzige italienische kulturelle Bewegung, die weltweit Verbreitung gefunden habe, sondern sei auch die Kunst und die Poesie der Bewegung, führte FIAT-Chef Agnelli aus. Und er nannte damit wohl gleich die zwei Hauptgründe, warum gerade auf diese Thematik zurückgegriffen wurde und warum gerade sie als Italiens Kulturereignis des Jahres 1986 vermarktet wird: Zum einen steigert die futuristische Bewegung in chauvinistischer Art das nationale Selbstwertgefühl und zum anderen paßt sie gut in die derzeitige Aufbruchstimmung, die die italienischen Großunternehmen nach Rekordgewinnen erfaßt hat.

Im Palazzo Grassi wird demnach also vorgeführt, wie private Sponsoren angekündigte Kulturgeschichte ideenlos auf deren künstlerischen Ausdruck reduzieren:

Denn die Ambitionen der FIAT, mit dieser Ausstellung einen Abschnitt der italienischen Kulturgeschichte zu durchleuchten, können — wenn man das Resultat betrachtet — nicht sehr groß gewesen sein. Es wird ein gezähmter Futurismus gezeigt, zwar als »arte totale«, als globaler künstlerischer Ausdruck seiner Zeit; aber die futuristische Bewegung ist eben reduziert auf ihre Art der Darstellung. Es fehlt vor allem die Möglichkeit, die historische Dimension dieser ersten ganzheitlichen Avantgardebewegung zu begreifen, ihre Vorläuferfunktion für den italienischen Faschismus. Man vermag keinen Eindruck von der zwispätigen Faszination zu gewinnen, die der futuristischen Bewegung inhärent ist. Und so bleibt diese wohl viel zu früh gelobte Kulturarbeit eine platte, mondäne Kunst-Schau. Jede Analyse der historisch-politischen Dimension wird bewußt unterlassen.

Nun, für die Marke FIAT haben sich auf dem Weltmarkt diese Investitionen sicher gelohnt: Allein durch die weltweiten Zeitungs- und TV-Berichte über diese Ausstellung wurden viele Milliarden Lire an Werbeausgaben gespart, vom internationalen Prestige- und Imagegewinn für das Unternehmen gar nicht zu reden ...

Das Imperium des Herrn Muzak

Und in der Art, wie FIAT die Bilder hängt, agieren auch alle anderen privaten Sponsoren:

Künstler werden umfunktioniert zu reinen Werbeträgern, die ausschließlich Auftragsarbeiten verrichten. Auf Kunstmessen werden von der Industrie »ästhetische« Maßstäbe diktiert und Ausstellungen werden nur mehr nach einer absurden Kosten / Nutzenrechnung organisiert. Die Restaurierungen erfolgen meist ohne historisch-politischen Bezug.

Der Ruf nach einer Privatisierung der Kulturausgaben, nach neuen Sponsoren, zieht merklich eine Aufwertung einer »Hoch«-Kultur als Ausdruck und Repräsentationsobjekt einer Elite bzw. einer »Massen«-Kultur mit breitem Identifikationscharakter nach sich und wirkt sich extrem ungünstig auf die Entwicklung einer Basis / Sub / Avantgarde-Kultur aus. Es wird wohl demnächst in Italien bei den künstlichen »Spielen« der Kulturabteilungen der Großkonzerne bleiben, denn ohne (kurz- oder langfristige) Gewinne werden keine neuen Investitionen getätigt.

Italien steht also am Beginn einer Epoche der kulturlosen Wettbewerbsbarbarei; und die »ENTARTUNG« folgt — diesmal eleganter — auf dem Fuß; denn die Anwendung neokonservati-

ver Maßstäbe, wie etwa die Privatisierung der Kulturausgaben, bedeutet unweigerlich, daß junge »unbekannte« Künstler kein Geld bekommen, die »freien« Gruppen nicht subventioniert werden (erinnert sei an frühere Festivals relativ unabhängiger Kultur, Castelporziano, Sant'Arcangelo, Umbria Jazz ..., die entweder an den Rand gedrängt oder von Großsponsoren aufgesaugt und damit jeglicher kulturellen Brisanz entleert wurden). Und Betriebswirte bestimmen, welche Theateraufführungen wie inszeniert werden müssen, um das Maximum an Prestige und somit an Geld herausholen zu können.

»Der Kunst ihre Freiheit?«

Privatisierung der Kulturausgaben heißt also kurz: Der Künstler, der in kein Firmenkonzept paßt, fällt durch den Rost; er wird grundsätzlich zur maierenden oder schreibenden oder singenden »Litfaßsäule« degradiert. Im Italien des Jahres 86 ist man auf dem rechten Weg und die vielgepriesene »Autonomie der Kunst« wird angesichts dieser Tatsachen bald endgültig ihren Schein verloren haben.

Und hier kann man den Kreis zur Ökonomie auf eine andere Art schließen: Eine bestimmte »Autonomie« und somit auch eine teilweise Verwirklichung des Beuys'schen Diktums »jeder mensch ist ein künstler« ließe sich sehr wohl über eine Veränderung der ökonomischen Struktur der Gesellschaft erreichen, etwa mit der Realisierung eines arbeitslosen Basiseinkommens — und die Diskussion hierüber ist in einigen nördlichen Ländern doch schon recht weit gediehen — als Grundvoraussetzung einer Aufwertung nichtkonkurrenzbedingter Tätigkeiten.

(Doch in Italien ist das Erarbeiten von konkreten Utopien, von zukunftsweisenden Ideen, einst Domäne der Linken, dieser längst abhanden gekommen. Und wer sonst sollte ...)

Derzeit kann eine McDonaldisierung (oder Amerikanisierung) und die damit verbundene endgültige »Verhütung des Gewerbes« nur über eine massive Ausweitung der öffentlichen Unterstützungen, der öffentlichen Ausgaben für Kultur — selbstverständlich in einer vollkommen autonomen Weise — verhindert werden.

Am Sonntag spielt in der italienischen Basketballmeisterschaft jedenfalls »Scavolini« gegen »Simmenthal«. Wann malen in einem internationalen Vergleichskampf Emilio Vedova / Jacorossi spa und Sigmar Polke / BASF wirklich gegeneinander, wann messen sich in Bozen Joseph Zoderer / Zuegg und Markus Valazza / Ammon-Despar?



*Futurismo & Futu
Venezia 4V-12X.15
Biglietto d'ingresso i.*



N° 516227 B

DIE STUNDEN DER FALSCHEN EMPFINDUNG

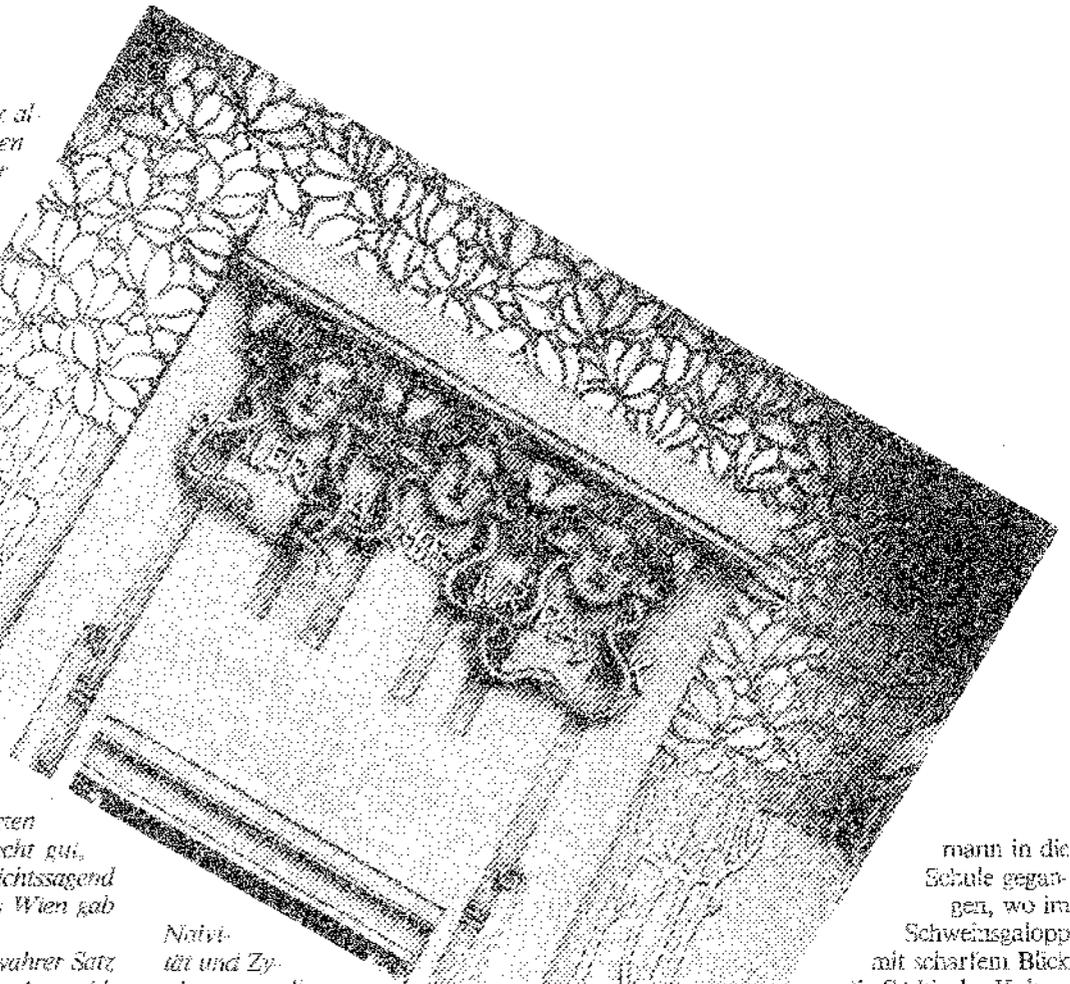
Soll Literatur- und Kunstkritik allein dem Urteil von Fachleuten überlassen bleiben, oder ist der Ansatz des »kunstberührten Angestellten« Albert Strobl lobenswert, der in den »alternativen« Nr. 8 und 10 vom September und November dieses Jahres seine Gedanken über die »Kulturtage Lana« äußerte, die in diesem Sommer stattfanden?

Ehwür-
de so-
genan-
nt, w e n n

Strobl nicht Sätze geschrieben hätte, die dem Kritikvermögen eines Mittelschülers alle Ehre machten: »Die meisten Werke haben mir gefallen, recht gut, recht schön, aber inhaltlich nichtssagend (...) Der Abend mit Lyrik aus Wien gab mir nichts (...)« usw.

Trotzdem ist Strobl ein (fast) wahrer Satz entsprungen: »Ich treffe eine Auswahl, denn Kulturtage (...) sind rückblickend leider nicht 'gerecht' beschreibbar; das wäre Aufgabe einer Kulturberichterstattung in den Medien, die hierzulande nur sehr begrenzt existierte. Wollte Strobl damit sagen — ich interpretiere! — es gäbe kaum eine ernstzunehmende Kulturberichterstattung, stimme ich ihm zu. In all seiner Unbeholfenheit hat Strobl aber doch getroffen, und zwar den Dichter Ludwig Paulmichl aus Süßs. In der Folge entwickelte sich ein Streitgespräch, auf dessen Inhalt einzugehen ich hier verzichte, fast hätte man aber meinen können, es habe sich eine neue »Realismusdebatte« entwickelt, niemand konnte jedoch genau sagen, wer man Brecht, wer Bloch und wer Lukács sei. (alternative nr. 8, 9, 10, 1986).

Es folgten noch weitere Kritiker, diesmal in der Zeitschrift »maulwurf« des Jugendkollektivs Lana (Nr. 2, Oktober 86).



Natür-
lich und Zy-
nismus gelitten
sich zueinander. In ei-
ner »griff gotts« betitelten
Glosse eines Anonymus wurde
den Veranstaltern der Kulturtage
Lana Eskapismus vorgeworfen, und wie-
der mußte Ludwig Paulmichl herhalten:
»Was ist Kunst? Und was ist künstlich?
Die Kunst, einen Esel zu dressieren? Die
Kunst, den folgenden Satz zu dichten:
'... etwas zuträges und von Pausen durch-
quertes, es ist aufgeladen von löchern des
synagogas ...'? (Der Dichter Paulmichl)«.
Der Holzhammer ersetzt die Argumenta-
tion. So richtig die Versuche des »kunst-
berührten Angestellten« und des namen-
losen Anonymus waren, die wenig gelun-
genen Gedichte Paulmichls zu kritisieren,
so falsch war es, dies mit Sätzen wie
»... deine Gedichte sagen mir nichts«,
oder ähnlichem zu tun. Ist das Kritik?
Sind diese Schreiber bei den »Kulturta-
gichten aus Tirol« eines Gerhards Ried-

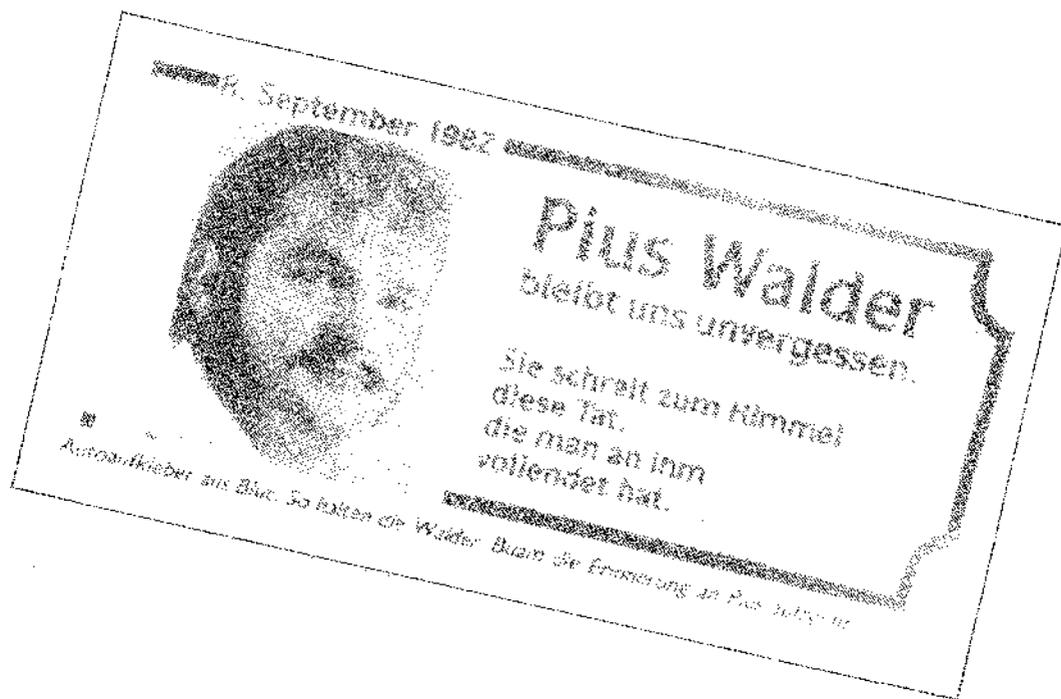
mann in die
Schule gegang-
en, wo im
Schweizgalopp
mit scharfem Blick
die Südtiroler Kultur-
szene sezirt wird? Oder
haben sie vielleicht vom
Starkritiker der »Sturzflü-
ge« gelernt, der — getreu
dem alten Wort der Weisen,
das da sagt, daß nicht weniger
mehr, sondern mehr mehr ist —

das Kunststück vollbracht hat, in einem
Jahr 10.000 Seiten Literatur zu bespre-
chen (bitte nachprüfen!), ohne daß es ihm
die Schamrote ins Gesicht getrieben hätte?
Scheut man sich vor einer tieferen Ausein-
andersetzung? Will man nur seine eigene
Hausbibliothek füllen?

Natürlich ist es einfacher alle Argumente
auf die Formel: »Gefällt mir« bzw. »Gefällt
mir nicht« zu reduzieren.
Der Südtiroler Kulturkritikmisthaufen
darf weiter stinken.

Gabriel Gruner

zusätze: Man darf auf die weitere Fortgang der unangenehm geschälten
Debatte gespannt sein (s. Verl. Der. 86)



Arthur Oberhofer

»DER FALL PIUS WALDER« oder TIROL DEN (ZIVILISIERTEN) TIROLERN

Schauplatz Osttirol — nicht weit von der italienischen Grenze entfernt: Am 8. September 1982 wird bei Kalkstein in Innervillgratten ein Mann namens Pius Walder von zwei Jägern beim Wildern überrascht. Walder versucht zu flüchten und wird dabei vom Jäger Johann Schett beim achten Versuch mit einem Schuß in den Hinterkopf getötet. Ein Wildererdrama. Aber eines mit besonderer Note. Pius Walder verfügt nämlich über einen streitbaren Familien-Clan, die »Walderbuam«, die von einer Ermordung sprechen, und seit nunmehr vier Jahren um ihr Recht kämpfen. Mit allen Mitteln. Lange Zeit war die blutige »Walder-Saga« Thema in österreichischen und bundesdeutschen Zeitschriften. Jetzt ist in Innsbruck ein Buch über den Jagdstreit erschienen: »Der Fall Pius Walder« von Winfried Werner Linde. Anlaß für uns, nocheinmal die Geschichte aufzurollen.

Viel ist über den Fall »Pius Walder« schon geschrieben worden. Ja — zerschrieben ist er worden. Wohl kaum eine Zeitung im deutschsprachigen Raum, die sich des Falles nicht angenommen hätte. »Sogar«, erinnert sich Hermann Walder, der Wortführer der europaweit zu Zeitungsehren gelangten Walder-Brüder aus Kalkstein in Osttirol, »von der ZEIT sind's kommen. Mit dem Flieger von Hamburg nach Wien. Von dort dann im geliehenen Auto zu uns«.

So mancher balkenleiterngeile Schreiberling war es denn auch, der — wie Hermann Walder klagt — »unsere Familie durch den Drack gezogen hat«. Und damit hat er nicht ganz Unrecht. Zu spät nämlich wurde erkannt, daß es für den Fall »Pius Walder«

des Landes Tirol und seines Systems bedurfte. Den (oft wenig barmherzigen) journalistischen Spiegel allerdings bekamen allein die Walders vor die Nase gesetzt.

Im folgenden nun der Versuch — wohlgemerkt, der Versuch — über den Fall »Pius Walder« (mit seinen gesellschaftlichen und politischen Hintergründen) zu schreiben.

Bedienen wir uns denn vorerst einmal einiger Auszüge aus Winfried Werner Lindes Dokumentation »Die Walder Saga«. Sozusagen als Einstimmung:

»Innervillgratten. Grenztal in Abgeschlossenheit, für den fremden Besucher abweisend, von jener düsteren Kargheit, die Grenzältern eben eigen ist.

Innervillgratten. Wo die Konservativen Wäldergebnisse haben, die an totalitäre Diktaturen erinnern. 99 Prozent für den starken Mann an der Spitze des Landes Tirol, 99 Prozent für eine Demokratie, in der man sich duckt, in der man ängstlich davor ist, seine Meinung zu sagen, ja, sie zu denken, weil man sonst bei der Obrigkeit, beim Bezirkshauptmann, dem Bauernbund-Bürgermeister oder dem Dorfpfarrer in Ungnade fällt.

Innervillgratten, das ist Aufbäumen gegen die Gewalt der Natur und gegen die Naturgewalt in einem selbst, das ist das Ausleben demütiger Religiosität der Frauen und das Hineinleben der Männermacht in die Familien, in denen nur der Patriarch regiert und sich Frauen und Kinder hinter die Tischnäse ducken.

Am Pfarrhaus von Kalkstein zeugt das Kreuz der Austrofaschisten vom Kreuz der Menschen, vom Standbild einer Geschichte, in der die Vergangenheit längst nicht bewältigt ist und weit in die Gegenwart und die Zukunft reicht. Die Jungen flüchten sich aus diesem Tal hinein in eine Scheingebergenheit, draußen in den großen Orten, in Lienz oder gar in Innsbruck, wo man hofft, endlich diesen Dasein auf ewig zu erlösen. Wer sein Brot nicht dort verdienen kann, kehrt der Heimat auf ewig den Rücken und wandert aus.

Die, die da blieben, finden Heimat und Boden, ringen der Erde die Frucht für das tägliche Brot ab, bewirtschaften unter härtesten Bedingungen ihre Höfe oder bauen sich ein neues Haus, das von Wohlstand zeugen soll, den man anderswo, am Taleingang oder gar im Ausland, erwarb. Die Menschengesichter spiegeln die Welt des Tales, und dieses ist eine Welt für sich ...«

Urig wie das Tal waren — wenn man so will — auch die Jugendjahre der Walder-Brüder. Auch hierzu ein Zitat aus Lindes Buch:

»Zu einer Tradition im Villgrattental gehört auch die Konkurrenz der Burschen aus der Fraktion Kalkstein mit jenen aus Innervillgratten. Diese Konkurrenz trat besonders zu jenem Zeitpunkt zutage, als die ersten weiblichen Touristen aus der Bundesrepublik Deutschland in Innervillgratten Urlaub machten. (...) Die Angst der Innervillgrater (...) war so groß, daß man anzulänglich einer Tanzveranstaltung in Innervillgratten einfach das Gasthaus zusperrte, um den Kalksteinern den Eintritt zu verwehren (...). Damit waren die anwesenden jungen Damen aber gar nicht einverstanden, heimlich öffneten sie ein Fenster, um den strammen Jungs aus Kalkstein Einlaß zu geben.

Diese Episode hatte einige Wochen in einem Gasthaus in Innervillgratten ein Nachspiel. Bei einer Feier (...) kam es zum Aufeinandertreffen der konkurrierenden Cliquen: Wortgefechten am Anfang folgten einige durchaus übliche Watschn und schließlich trugen die Kalksteiner Bäume ins Lokal, sodaß endlich keiner mehr hinaus und auch nicht mehr herein konnte. Es wurde Großalarm gegeben, und ein beachtliches Gendarmerieaufgebot rückte an. Hermann Walder, damals siebzehn Jahre alt, war als einziger der Walder-Brüder dabei und trat mit einem anderen die Flucht durchs Fenster an. Mochte es zuviel genossener Alkohol oder vielleicht auch nur die Hektik gewesen sein, jedenfalls

landete er auf seiner Flucht in einer Jauchengrube: ...«

Wie es halt so war (und teilweise noch ist) in Tirol, denkt man da. Argumentiert wird da nicht viel, dafür aber schon mal kräftig zugelangt.

Ihrer enormen Kraft wegen haßte den Walder-Brüdern alsbald das tirolische »Karl-Image« an. So erzählen etwa die Innervillgrater heute noch von dem Stier, den die bärenstarken Brüder mit bloßen Händen niedergewungen haben sollen, wie auch von dem Rind, das — auf den Eisenbahngleisen stehengeblieben — von ihnen in Sicherheit gebracht worden sei. Und ebenso sollen sie sich des öfteren bei Autoreparaturen als Wagenheber nützlich gemacht haben. Da war aber nicht nur das.

Sie betrieben Viehhandel und verdienten sich als Holzfäller in der BRD ansehnliche Summen. Sie lebten also verhältnismäßig gut. Überdies genehmigten sie sich dann und wann einige Gläschen über den Durst und standen — zum Ärgernis vieler Naidler — beim weiblichen Geschlecht in hoher Gunst. Was den STERN zu der Aussage hieß, »so mancher honorierte Innervillgrater« trage heute noch »die Hörner, die ihm einer der Walder-Brüder aufgesetzt hat«.

Und wenn man weiß, daß in (Ost-)Tirol die Jäger zu den Privilegierten gehören, daß diese denn auch in erster Linie auf Hege und Pflege von Gesellschaft und Politik bedacht sind, denn kann man sich vorstellen, daß ihnen die Walder-Brüder ein Dorn im Auge waren. Nicht zuletzt deshalb, weil die Brüder dem Wildern alles eher als abgeneigt waren.

Fehlte den Jägern also nur noch einer, der die »Arbeit« ausführte. Den aber sollten sie in dem Jäger Johann Schett, dem die Gerichtsgutachter später einen IQ knapp über der Schwachsinns-grenze bescheinigten, finden. Er nämlich war es, der am 8. Sep-

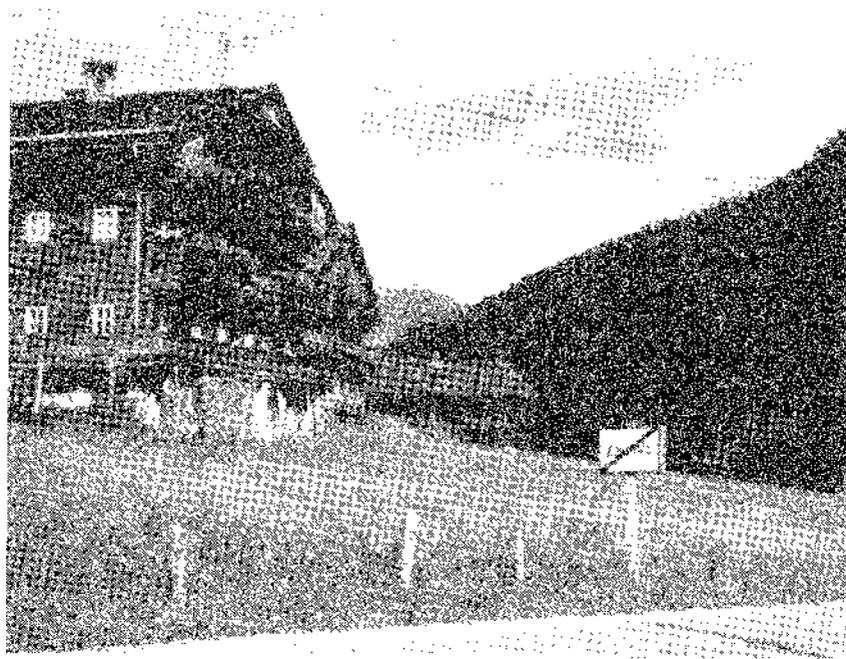
tember des Jahres 1982 die Vorarbeit der »Schreibtschtäter« in die Praxis umsetzte. Doch lassen wir Franz Walder, auch ein Bruder des Pius, selbst erzählen:

»Mein Bruder, der Pius, war schon längere Zeit des Wilderns verdächtigt worden. Einmal konnten sie ihn sogar überführen. Er mußte damals eine Geldstrafe entrichten. Das war alles.

Und dann, am 8. September 82, geschah das Unfaßbare. Wir saßen am Küchenfenster und sahen jenen grünen VW mit hoher Geschwindigkeit in Richtung Wald fahren. Im Auto befanden sich — wie wir später erfuhren — die Jäger Bergmann und Schaller. Wir dachten uns nichts dabei.

Der Bergmann hatte angeblich Schüsse vernommen und darauf hin Schaller verständigt. Zu den beiden gesellte sich später noch Johann Schett, der spätere Mörder meines Bruders.

Sie umzingelten Pius geschickt; dieser — der Aussichtslosigkeit der Lage bewußt — wollte sich ergeben. Aber der Schaller schloß blindwütig herum — auch in den Busch, hinter den sich Pius hat werfen müssen. Dadurch trieb er ihn in die Schußlinie von Schett, der dann mit dem 8. Schuß traf. Aus 107,8 m in den Hinterkopf. Pius blieb — nachdem er 20 m den Hang hinuntergeköllert war — mit dem Gesicht nach unten liegen und verblutete.



Der Mörder ging dann mit seinen Gehilfen in das 400 m vom Tatort entfernte Gasthaus, das übrigens der Schwester Schallers gehört, und benachrichtigte — nicht bevor man gemütlich ein Bier gekippt hatte — dann nach einer Weile Krankenwagen und Gendarmerie.

Der Schett wurde — nachdem die ursprüngliche Anklage des Mordes auf Körperverletzung mit tödlichem Ausgang abgeändert worden war — zu lächerlichen 3 Jahren Haft verurteilt. Wovon er allerdings nur die Hälfte hat absitzen müssen.

Der Mord ist sicherlich von langer Hand vorbereitet worden. Dies bestätigten uns Augen- und Ohrenzeugen notariell. Und eben — in dem Schett haben sie halt den Trottel gefunden, der bereit war, sich die Finger zu beschnitzen.»

Soweit der 8. September aus der Sicht des Franz Walder. Für eine Weile rissen dann die Meldungen aus dem Tal nicht ab: Der Rache-Schwur der Brüder am offenen Grab, Watschn für den Pfarrer, gewilderte Genssen auf dem Grab des Pius Walder, Sprengstoffanschlag auf das Haus des Emil Walder, Morddrohungen usw. usw.

Hermann Walder und Mästreiter aber waren überfordert. Er, der in dem irigen Tal eine ebenso irige Kindheit erlebte, er, der in einem Haus etwas absolvierte, was man im nachhinein Schulbildung genannt hätte, er sah sich plötzlich vor Journalisten, die ihm in jeder Hinsicht überlegen waren.

Und weil Hermann Walder nun mal kein Mann ist, der Wort für Wort zerredet, kein Mann, der die »Sprache durch die Blume« beherrscht, sondern ein Mann, der seine Emotionen nur schwerlich zu kontrollieren vermag, ein Mann, der es nicht schafft, mittels Sprache die Gefühle zu verbergen oder zu verfälschen, war er ein gefundenes Fressen für so manchen Titelseiten-Geier.

Zugegeben — es kommt einem ein schwer zu beschreibendes Gefühl hoch, wenn man in der Sillianer Schilfbodensiedlung vor dem Haus Nr. 25e steht. Wen besucht man da? Den Alpen-Anarchisten, zu dem ihn die Zeitungen gestempelt haben, oder etwa den Mann, der seinen abgöttisch geliebten Bruder auf so tragische Weise hat verlieren müssen? Oder gar den Selbstdarsteller Hermann Walder, der in einem Club 2 den Tiroler Landeshäuptling Eduard Wallnöfer des Wildernis bezichtigte und

Fotos mit dem durchschossenen Schädel seines Bruders in die Kameras reichte? Schon einmal habe ich ihn besucht, den Hermann Walder. Trotzdem das eben beschriebene Kröbcbin ist da. Eine Frau, Müldreißigerin, öffnet die Tür und weist mich freundlich den Weg in die Küche. Eine liebe Frau, die Edith Walder, denke ich mir, Krankenschwester — oder auch Kindergärtnerin würde zu ihr passen.

Den Hintern eben erst bequem auf die Eckbank postiert, steht er schon in der Tür: Scharfer Blick — so an die 1,90 m groß, breite Schultern, gewelltes Haar, das gleichwohl an Elvis Presley erinnert wie an einen Ganghote-Wüderer ... ein Kolof.

Kurzer Gruß — dann fährt Hermann Walder voll ab: »Mir«, schimpft er, »seid's auch net viel besser als die anderen. Sauf- und raufusig habt's in euern Artikel geschrieben. Stimmt net. Seit Jahren schon«, verteidigt er sich, seiner Fädh ein zustimmendes Kopfnicken abringend, »trink i koanen Schläck mehr ... Ansonsten aber isch der Artikel net schlecht. Gut, daß des Foto mit dem durchschossenen Schädel drinn isch. Die Leut' sollen des ruhig sehn«.

4 Jahre sind vergangen seit dem Tod des Bruders. Hermann Walder aber ist noch immer voller Haß. Er schimpft, er verurteilt Land und Leute, er haut auf den Tisch ... und in dem Augenblick, wo man glaubt, er würde resignieren, hämmert er noch

»Aber wir werden niemals aufgebne« in den Raum.

Er rennt ins Zimmer, holt ein Buch, Thomas Bernhards »Alte Meister«, und wirft es auf den Küchentisch. Mit einem Mal schlägt er die Seite auf, wo Bernhard mit der Justiz hart ins Gericht geht. »Recht hat ere«, entfährt es ihm augenblicklich, »Mut hat der, ehrlich ist der«. Um dann in

gleichem Ton fortzufahren: »Mir ist völlig egal, ehrlich gesagt, ob einer nun ein Linker oder ein Rechter oder weiß Gott was ist. Hauptsache, Hermann er ist ehrlich. Hauptsache, er ist Mensch!«

Hermann Walder ein Schauspieler? Wohl kaum ... bestimmt nicht jener, den immanuel Kant in zivilisierten Menschen sah. Denn — wenn jemand den sogenannten Fall »Pius Walder« »ungeschoren« überstanden hat, dann war es — was Wunder auch? — das zivilisierte Tirol mit seinen zivilisierten Menschen - ihres Zeichens die politischen und gesellschaftlichen Architekten des Falles.



... UND FRÖHLICH

SCHALLEN DIE LIEDER ...

Um Mißverständnissen vorzubeugen, gleich zu folgendem Text immer wieder von Rockmusik so soll das keineswegs eine inhaltliche Festlegung dem vielmehr ein Versuch, möglichst das ge- hends in Südtirol auf einen gemeinsamen Nenn- ten zum Free-Jazz, von der Party Band zur Berichterstattung ausgeschlossen wird die sik, von der mehr als rücht, im Umlauf ist. Schaffen Südtiroler allem deshalb, weil sehr unregelmäßig lend darüber geschrie- der am Brenner, noch In erster Linie sind Be-



!!!) und Konzerten vorgesehen. Weiters, mit/über Musiker(n) und Leute(n) die, wie Nummer eine Serie gestartet werden, die lingsreich, die Vergangenheit (... sooo alt Das Ziel dieser Seite(n) ist es, der Südtiroler Rockszenen (wer hat da gerade gelacht?!) im Rahmen unserer begrenzten Möglichkeiten, siehe Auflage, etwas weiter auf die Beine zu helfen, um denen die glauben, daß hiesige Musiker wenig Überzeugendes zu bieten hät- zen, endlich das Gegenteil zu beweisen, (crob!)

Das dürfte Grund genug für euch sein, durch mündliche Werbung, die doch bekanntermaßen die Beste ist, neue Skolast- Abonnenten zu gewinnen, und somit einen wirkungsvollen, ganz persönlichen Beitrag zur Unterstützung der jungen Rock-Szene leisten ... Schluchzzz!

Und noch etwas: Wer Material hat, wer Ideen hat, wer glaubt kritisieren zu müssen, wer interessante Informationen hat, der möge sich ohne jegliche Skrupel an mich persönlich wenden, deshalb das Pseudonym ätschl, oder sich schriftlich mit (zur Zeit) mir in Verbindung setzen unter der Adresse: SKOLAST-Redaktion, Kernwort »... und fröhlich ...« oder »AAARrghGH!!« oder »Die Rockszenen: 'Sein oder nicht sein ...'« oder »Mittelungsblatt für nichtexistente Fans« oder »Der X-te Versuch« oder ..., Schlernstraße 1 / Waltherhaus, 39100 Bozen.

sprechungen von handfestem Material wie Demo-Kassetten, LP's aber immer noch in Zusammenhang damit, Interviews und Berichte auch immer, damit zu tun haben. Wahrscheinlich wird ab der nächsten unter denselben Gesichtspunkten, also möglichst interessant und abwechs- ist die Szene zwar noch nicht ...) zu dokumentieren versucht, Ende offen.

Beginn eine Klarstellung: Wenn im oder Rock-Szene die Rede sein wird, auf diese Musikrichtung sein, son- samte Spektrum des Musikgesche- ner zu bringen: Vom Ultra-Har- Zeitgenössischen Musik. Von der sogenannte volkstümliche Mu- genug, Geschriebenes und Es wird vor allem über das Musiker berichtet werden. Vor in der restlichen Lokalpresse und keinesfalls zufriedienstel- ben wird, andererseits die Welt we- bei Saturn ihr Ende hat



MAD PUPPET, DEMO '86

Cheap Trick / 'Tain't life (without you) / Robespierre / Look out the cards / Keep on moving (I) / Julie / Leave it / Like I never did before (live) / Look out the cards (live) / Carmen / Keep on moving (II) / Johnny der Hahn / Peter der Spion.

Es heißt, Mad Puppet hätten beim alten Stil bleiben sollen. Es heißt, Mad Puppet hätten früher zwar nur Genesis oder wen sonst noch kopiert, aber da waren sie wenigstens noch gut. Es heißt, sie seien zu kommerziell geworden und spielten Disco. Gibt es sie überhaupt noch?

Dem Demo '86 nach zu urteilen, geht es ihnen leidlich gut. Denn neue Songs wie »Peter der Spion« oder »Johnny der Hahn« haben nicht weniger Atmosphäre wie Songs von »Masque«, nur, wenn ein Vergleich gestattet ist, für Licht sorgen nicht mehr Kerzen, sondern Nekaröhren.

Diese Demo-Kassette ist keine reine Momentaufnahme, sondern sie dokumentiert vielmehr das musikalische Schaffen der Band seit 1982. Und genau deshalb fände ich es nicht uninteressant, anhand der Songs die letzten 4 Jahre der Band kurz aufzurollen.

Mit Erscheinen von »Masque« 1982 war für Mad Puppet ein Höhe- und gleichzei- tiger Schlußpunkt, in musikalischer Hin-

sicht versteht sich, erreicht. Was dann von Anhängern als Verrat gedeutet wurde, war für die Gruppe ein notwendiger Stilwechsel: weg von überkomplizierten Songstrukturen, von oft düsterer, barocker Atmosphäre, hin zu einem klaren, zeitgemäßen Konzept. Die Studio- produktionen »Cheap Trick« und »Tain't life without you«, beziehnen- derweise schlichte Lovesongs, stammen aus dieser Zeit. Besagter Stilwechsel und die Frage: Wie weiter?, führte 1983 zum Ausstieg von Michael Seberich, dessen Vorstellungen der Rest der Band nicht teilen wollte. Diese Vorstellungen suchte er dann unter anderem mit der Gruppe 'Noise Gate' zu verwirklichen. Eine Zeit- lang an Zappa orientiert und mit einer programmatische Absage an früher ('Keep on moving'), suchen Mad Puppet weiter. Manfred Schweigkofler, Sänger seines Zeichens, beginnt seine Idee »Dan- ton's Tod« von Georg Büchner für ein Konzeptprogramm zu bearbeiten, in die Realität umzusetzen: 'Robespierre', 'Look out the card' und 'Julie' sind vor-

erst zu diesem Thema entstanden. Erste sind textlich (davon könnt ihr euch am besten selbst überzeugen, siehe Text) wie inusikalisch zwei gutgelungene Kompositionen. 'Julie' jedoch, zu dem Zeitpunkt aufgenommen, als Fred die Gruppe definitiv für drei Monate verlassen hatte (Frühjahr '86) und ein neuer Sänger versucht wurde, geht völlig in die Hose. Die Stimme wurde mit Halleffekten so überladen, daß sie einerseits den Song selbst überwuchert und andererseits kaum mehr als solche zu erkennen ist. Zudem fehlt die für Mad Puppets typische Melodieführung von Fred Schweigkoffler. Und schon sind wir beim neuesten Material: 'Johnny der Hahn' und ('Peter der Spion'). /Beide mit deutschen Texten, die inhaltlich als vertonter Nonsens, oder besser als Relativierung von Vorurteilen zu verstehen sind. Die Musik zu ('Johnny der Hahn' /ist mit das Beste der Kassette und sticht zum Großteil wirklich guten Material durch ihre angenehm fremde Atmosphäre klar ab (Mad Puppets meets Avantgarde?).

Zur Zeit besteht die Band aus folgenden 5 Musikern: Mani Kaufmann an den Tasten, Manfred Schweigkoffler wie schon erwähnt als Sänger, Arthur Frei am Bass, Christoph »Sane« Senoner Gitarre und mit Roland Schweigkoffler wurde glücklicherweise das leidige Schlagzeuger-Problem gelöst, waren doch Aushilfedrummer wie Drumsynthesizer (von ('Nix los', /das leider, leider, leider nicht auf der Kassette ist, mal abgesehen) wirklich nicht das Wahre.

Wer mir nach all dem nicht glaubt, es besser wissen will oder gerade jetzt ... hat zwei Möglichkeiten: Entweder er/sie wendet sich an folgende Adresse: Mani Kaufmann / Münzbankweg / 39100 Bozen, oder sie/er schaut sich Mad Puppets live an, am besten gleich ihr nächsten Konzert beim TUJWAS-Sylvesterfest, Brixen, Fischzuchtweg.

SKANNERS

DIRTY ARMADA

TV Shock / Rock Rock City / Skanners / Everybody's crazy / Black Eagle / Walking on the wall / Steel and fire / Dirty Armada / Running back / Starlight / Scorpion Rider / Rock Rock City (Reprise)

Ich wette ein Bier, daß es nicht wenige gibt, die beim Namen Skanners mit zynisch-spöttischem Lächeln und dümmlichen Kommentaren im Freundeskreis ihr musikalisches Niveau relativ hoch eingeschätzt wissen wollen, weil sie nicht mehr! zu denen gehören, die es wagen, Heavy Metal und Hard Rock als Musik zu bezeichnen; die 16jährigen versteht man ja noch, man war ja selbst mal jung, aber die Unbelehrbaren (Hi Mäx!) kann man nur mehr beneiden.

Bevor ich etwas zur Skanners-LP sage, zwei Beispiele, zum Erfolg und zur Wirkung der Gruppe, speziell für jene, die's noch nicht wären:

— Diese Ende Oktober bei CGD-Records erschienene LP hatte eine Startauflage von 3000 Stück. Hatte deswegen, weil die Nachpressungen schon begonnen haben!

— Bologna, 24.06.1986: Die Skanners spielen als 2. Vorgruppe auf einem Heavy Metal Festival mit Motörhead und Twisted Sister als Headliner, an die 4-5.000 Fans in der Halle. Nicht genug, daß sie es schaffen, in der Halle Stimmung aufkommen zu lassen, sagen wir's mal wieder, das Publikum steigt dazu beim Song Rock Rock City voll (!) ein. Wohlgerneht ein Publikum, das die Band höchstens vom Hörensagen oder aus Fanzines kennt.

Was mir beim Durchhören der LP zuerst auffällt, ist der verhältnismäßig schlechte Sound. Bedenkt man, daß die Skanners das beste Studio zwischen München und Mailand, nämlich das Aria-Studio in Eppan für ihre Aufnahme zur Verfügung hatten, hätte man doch einiges mehr erwarten können. Wer die Skanners einmal live gesehen hat, wird in dieser Hinsicht schon etwas enttäuscht sein, zumal das Skanners-Material live voll

nach vorne losgeht und die Songs auf Platte einiges an Power und Direktheit verloren haben. Das Repertoire reicht von Quallern in bester H.M. Manier ('Skanners', 'Black Eagle') und dem absoluten Ohrwurm 'Rock Rock City' über leicht Verdauliches speich kommerziell (dieses Wort haben wir 'Kenner' doch so gern!) wie 'Dirty Armada' und 'Everybody's crazy' bis zur gut gelungenen 'Ballade Scorpion Rider'. Völlig, d.h. Idee und Musik mißlungen sind in meinen Augen 'Rock Rock City Reprise' und 'Walking on the wall', was der ansonsten durchweg guten LP mit ihren 12 (!) Songs jedoch kaum Abbruch tut.

Die Gitarristen Fabio Tence und Massimo Quinzio leisten Glanzarbeit. Nur Sänger Claudio Pisoni schafft es durch zu oft wiederholtem Schrei, einzelnen Songs Höhepunkte zu stehlen, obwohl, abgesehen davon, auch er wie Bassist Corrado Gasser und Schlagzeuger Luigi Sandrini ein solides Können bieten. Sämtliche Musiker stammen übrigens aus Bozen. Dasselbe gilt für die oft verwendeten Synthesizer-Effekte, die man schon besser, auf jeden Fall oft genug schon gehört hat. Obwohl, 'Black Eagle' z.B. nicht besser hätte gelingen können. In der internationalen Heavy Metal-Szene wohl im großen Mittelfeld, national (Italien! nicht Südtirol!) gesehen, gehören sie sicher in die ersten Reihen, und ... diese LP verspricht noch einiges.

ROBESPIERRE
(Text: M. Schweigkoffler / Musik: Mad Puppets)

Lookin' in the mirror
You think to see the great moralist
You tell lies to me
And to yourself
Robespierre you did never leave
Robespierre ways of morality
You did never love a girl
Robespierre why

WE NOT MAKE THE REVOLUTIONS
WE ARE MADE BY REVOLUTIONS don't forget

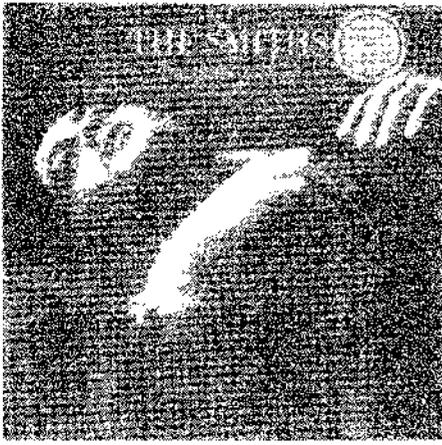
Good is good and bad is bad
For the dubious joy
Find all the others around
Worse than you are

WE NOT MAKE THE REVOLUTIONS
WE ARE MADE BY REVOLUTIONS don't forget

You should shame run around for
30 years
With the same ideas
Of good is good and bad
Good and bad

WE NOT MAKE THE REVOLUTIONS
WE ARE MADE BY REVOLUTIONS





THE SMITH. THE QUEEN IS DEAD

Rough Trade, 1986.

Wenn eine der wenigen betanzbaren Diskotheken Südtirols zwischen Doors - Stones - Toto und AC/DC zur großen Verwunderung des frustrierten Disco-Gängers und Schreibers dieser Zeilen »bigmouth strikes again« von den Smith spielt, dann wird es Zeit, daß auch Akademiker und solche, die es werden wollen, auf die Existenz einer Band mit dem Namen Smith aufmerksam gemacht werden.

Die Smith sind:

Steven Morrissey v, Johnny Marr g, Mike Joyce d, Andy Rourke b,

und seit 1983 vom In-Tip zum halbjährigen Pflichtartikel in der Fachpresse avanciert, das Verdienst des Duos Morrissey / Marr, welches alle Songs zeichnet. Morrissey ist das europ. Gegenstück zum amerikanischen »Loosers« vom Typ Tom Waas. Er ist der Dandy, der mit Selbstmitleid und Trauer auf unsere mickrige Zeit blickt, der seine Sehnsüchte und Ängste, seinen Weltschmerz in die Umgebung singt, nicht laut, sondern lamentierend, fast nervend genervt, der seinen Protest nicht in große Worte kleidet, sondern in alltägliche Sätze, naiv, banal und überzeugend.

Johnny Marr komponiert einfache Pop-Melodien, die er minutös mit seiner Gitarre durcharrangiert, läßt auf ihre Klangnetze entstehen, die sich dauernd verändern und den einfachen Melodien Tiefe verleihen. Dadurch entstehen einerseits intime Songs, die es fertig bringen, den Hörer zu fesseln, andererseits — durch das kraftvolle Agieren der Rhythmusektion — zeigen die Smith auch immer wieder, daß sie ordentlich in die Saiten greifen und rockige Songs produzieren können.

Auf dieser 4. LP der Smith finden sich keine großen Neuigkeiten, was man nicht von vorneherein als negativ bewerten sollte. Es fehlen zwar die schnellen, kurzen Songs, die noch auf der vorigen LP vorhanden waren und als Reste von Punk-Einflüssen gedeutet werden können, dafür wird die akustische Ballade weiterentwickelt, indem hier und dort Streicher eingefügt werden, wie z.B. in

»There is a light that never goes out« und »I know it's over«. Im Unterschied zur letzten LP wirkt »The queen is dead« ruhiger und akustischer. Johnny Marr verwendet vorwiegend akustische und halbakustische Gitarren (u.a. eine Rickenbacker, wie die von seinem Vorbild Mc. Guinn — Byrds —).

Neu sind auch der Einsatz einer Sängerin, die in »bigmouth strikes again« die zweite Stimme singt und die leichten Anklänge an Rockabilly in »Vicar in a tutu«.

Irgendwie untypisch klingt auch »Frankly, Mr. Shankly«. Die Melodie ist ungewohnt locker und oberflächlich, der Text ungewohnt direkt und unmelancholisch: Morrissey singt z.B. »I want to go down in musical history«, »I must move fast (...) I want to go down in celluloid history« oder »... still I'd rather be famous than righteous or holy«, recht direkt für einen Gefühlsschwärmer.

Diese Verse sind nicht selbstironisch gemeint: Die Verfechter unabhängiger Plattenlabels und Gegner von Musikvideos haben einen Vertrag beim Major-Label EMI unterzeichnet und bereits ihr erstes Video zum Song »The boy with the thorn in his side« produziert.

Wenn die Smith weiterhin imstande sind, Songs zu schreiben, die man sich mindestens dreimal so lange wünscht — wie auf dieser LP »There is a light that never goes out« und besonders »Some girls are bigger than others« —, so will ich mein Verrat-Geschrei unterdrücken.

Georg Vescoli



THE ROLLING STONES: DIRTY WORKS. 1986.

Die Stones sind alt, aber nicht tot.

Einer ihrer musikalischen Ahnen — der unvergeßliche Muddy Waters, machte kurz vor seinem Ableben noch eine seiner vitalsten Platten (Muddy »Mississippi« Waters live). Den Stones ist dasselbe passiert.

Doch die Mehrzahl täuscht.

Eigentlich ist es das erste (inoffizielle) Keith-Richards-Soloalbum geworden, zu dem er sich einige Freunde eingeladen hat, die zufällig Mick Jagger, Bill Wyman, Charlie Watts und Ron Wood heißen. Der schönste Scheintote aller Zeiten hat das zunehmende Desinteresse der alternden Diva Jagger an den Stones genutzt, seine Vorstellungen von Musik zu realisieren, und die waren schon immer großartig. »Dirty Works« ist in seiner gitarrenorientierten Simplicität das beste Stoneswerk seit »Some Girls« (1978). Fast hätte ich geschrieben ein Meisterwerk, auf einer Höhe mit den besten Sto-

nesplatten wie »Aftermath«, »Beggars Banquet«, »Let it bleed«, »Sticky Fingers« und »Some Girls«. An diese tönenden Zeitdokumente reicht »Dirty Works« aber doch nicht heran.

Eine hörenswerte Produktion, mit einer Packung knallharten Rhythm'Blues und Rock'n'Roll, einem Haifunk-Discotitel, einem schmutzigen Reggae und einer verstoffenen Ballade dazu. Thank you »Keef« y'was great!

Ein kleines Detail noch am Rande: »Dirty Works« ist Ian »Stu« Stewart gewidmet. Der Pianist gehörte zur Urbesetzung der Stones und ist auf vielen ihrer Platten zu hören, und hat sie auf ihren Tourneen auch immer als Gastmusiker begleitet. Eigentlich war er nur kein richtiger — an einen Schlächter erinnernden Physiognomie — nicht in das äußere Erscheinungsbild der Band paßte. Heuer ist er gestorben. Einen 20 Sekunden dauernden Boggie-Woogie preßten ihm seine Kollegen als letzte Huldigung ans Ende der zweiten Plattenseite.

Gabriel Grüner

REZENSIONEN

norbert c. kaser: verrueckt will ich werden sein & bleiben. Gedichte, Geschichten und Briefe. Mit einer editorischen Notiz von Hans Haider. Berlin (Friedenauer Presse) 1986, 24 S., Lit. 11.000

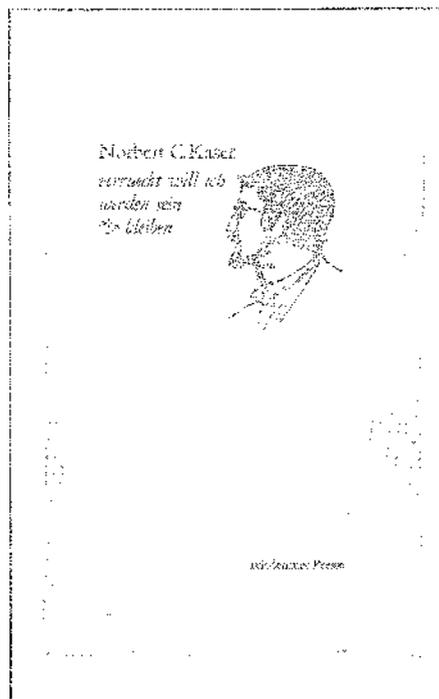
Ich erinnere mich nicht, daß ich je zur Lektüre einen Gegenstand benötigt hätte; hier aber ist es ratsam, sich zuerst den Weg zum Lesen freizuschneiden, mit einem Messer die oberen Seitenränder voneinander zu trennen, will man sie nicht ruinieren. Hat der Verlag einen seiner letzten Produktionsgänge vergessen?

Ich glaube vielmehr, hier steckt eine Absicht dahinter, die Absicht, Gedrucktes als etwas weniger Selbstverständliches erscheinen zu lassen, den Käufer einen Moment auf die Produktion einer Publikation aufmerksam zu machen. Die ganze Aufmachung (und der Preis) betont dann den besonderen Charakter: »Bleisatz, französische Broschur, fadengesteht« steht zu lesen, bei einem Umfang von ganzen 24 Seiten. kaser also bibliophil.

Es kann nur erfreuen, wenn die Texte des zeit seines Lebens angefeindeten und verschrien, und heute zum Teil noch verschwiegenen Bruneckers (s. die Rezension der Thurnher-Anthologie in diesem »skolaste«), von einer Verlegerin in Berlin entdeckt werden, und so »die Spuren (die kaser) in dem durch Deutschtrümelei und klerikalen Drack verhärteten kulturellen Boden hinterlassen« hat (Haider) anderswo auf Interesse stoßen.

Da spielt es keine Rolle, wenn der Großteil der hier gedruckten Texte bereits publiziert ist (»Eingeklemmt«, Hannibal 1981); im Gegenteil, es war sicher eine Notwendigkeit, einen Querschnitt vom kaserschen Schreiben zu geben. Deshalb ist von allem ein bißchen in diesem Buch — besser: Heft — zu finden: Gedichte aus den ersten Schreibjahren (1968/69), darunter 4 unveröffentlichte — und vor ALLEM AUS DEM LETZTEN JAHR (»gebet der tante l.«, »ziflure«, »sich krieg ein kind« u.a.); eine Lehrgeschichte, eine Legende und andere Kurzprosastücke; die Briefe, so ausgewählt, daß sie über kasers Lebensverhältnisse (in Flaas und in den letzten Monaten) Aufschluß geben; das autobiografische »warum gerade brixen?« zu Beginn; und den Heftrücken ziert kein billiges Zitat, sondern ein provokanter Text: »magdalena«. Insgesamt 30 Stück. Ganz sicher wäre es möglich gewesen, eine

ganze Reihe an anderen Texten auszuwählen, aber ich empfinde keinen der hier publizierten als fehl am Platz; kaser hat zwar ein schmales Werk, aber doch weir mehr als nur 30 publizierungs- und leswerte Texte hinterlassen. Die Auswahl dürfte deshalb nicht leicht gefallen sein. Und ich finde, es ist gelungen, den vielschichtigen kaser und seine tragischen Existenzbedingungen wenigstens ansatzweise auf diesen wenigen Seiten darzustellen. Es ist aber auch gelungen durch Nachwort und Textauswahl seine wichtigste Aktivität deutlich herauszustrichen: das Schreiben.



Mir scheint es überhaupt ein Schwerpunkt der Friedenauer Presse zu sein, gerade die Tätigkeit des Schreibens thematisieren zu wollen, den Blick zu schärfen für die Entstehung des Produktes Text, und so auch Lebensbedingungen von Autoren mit in den Vordergrund zu stellen. (Unter den insgesamt 18 Titeln finden sich solche von Gorki, Majakowski, Grass, Hermlin, Marie-Louise Fleißer, Erich Fried u.a.)

Bei kaser freilich bekommt das Produzieren noch eine pikante Note. Zwischen Oktober 1967 und Ende 1969 hat er nämlich insgesamt 7 Gedichtbände zusammengestellt, seine einzigen: er hat die beschriebenen Blätter gelocht, einen Umschlag entworfen, und alles mit einem Faden zusammengebunden; peinlichst genau, in einer Auflage von einigen Stück. Dann hat er sie an ein paar Freunde verschenkt.

Benedikt Sauer

Anita Pichler, Die Zaunreiterin. Erzählung. Suhrkamp, Frankfurt 1986.

Ergibt Druckerschwärze allein einen Sinn?

Eine meiner Untugenden ist es, manchmal über ein Buch zu reden, ehe ich es schon zu Ende gelesen habe. Und manchmal bin ich dann auch noch so leichtfertig, darüber eine Rezension zu versprechen.

Mit der Erzählung »Die Zaunreiterin« von Anita Pichler ist es mir genau so ergangen.

Etwa in der Mitte des 122 Seiten umfassenden Erstlingswerkes überkam mich das unwiderstehliche Bedürfnis, das Buch fluchend in eine Ecke zu schleudern. Und mich damit dieser Rezension zu entledigen. Aber: Versprochen ist versprochen.

So blieb es mir nicht erspart, die »Geliebte des Zufalls« bis zur bitteren Neige auf ihrer gequälten und qualend-öden Forschungsreise durch ihre neblige Seelenlandschaft zu begleiten. Und das nur, um mich in meiner anfänglichen Vermutung bestätigen zu sehen, daß die »Zaunreiterin« ja doch nur eine alte zahnlöse Hexe mit untauglichem Fluggerät ist.

Wovon handelt dieses Buch? Diese Erzählung? Dieses hilflose Aneinanderreihen von sprachlich stilisierten Lebensweisheiten?

Anita Pichler erzählt von einer Suche nach der eigenen Identität, von der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit und deren Figuren, sie erzählt von Ura und Eckehardt, von Gott und der Welt, — sie will davon erzählen und bringt dabei alles durcheinander:

Die »alten Tage« der mittlerweile in Ehren ergrauten Generation von 1968 ebenso, wie die literarische Nabelschau der 70er Jahre. Man nehme dazu noch Versatzstücke aus Sage und Mythologie, drücke das Ganze durch den Fleischwolf der Literatur und es entsteht eine undefinierbare Masse, in der alles im Ungefähren bleibt.

Banalität reiht sich an Banalität in diesem Buch, philosophische Weisheiten stehen unvermittelt nebeneinander und übereinander — aufgenöbelt durch eine angestrengt künstliche, »elitäre« Prosa und schiefe, aufgeblasene Bilder mit bedeutungsschwerer Symbolik. Die Figuren wirken blaß und ohne Schärfe, sie gehen und kommen, wie es gerade gebraucht wird.

»Ich begriff eigentlich sehr wenig«, meint die »Zaunreiterin« einmal. Gerade

das stört an diesem Buch, daß der aufmerksame Leser sich quälen muß, um etwas zu begreifen und trotzdem nichts begreift, weil ihm alles aus den Händen gleitet, sobald er etwas in diesem Buch festzumachen versucht.

Schade, ich hätte gern eine positive Rezension über ein Buch einer südtiroler Autorin geschrieben, die zu allem Überfluß bei einem großen Verlag untergekommen ist. Schade, denn es war eine wertvolle Chance für eine Literatur, die bis auf wenige Ausnahmen bisher immer als »provinziell« belächelt wurde.

»Die Zaunreiterin« ist sicher nicht provinziell, aber runderum beschränkt. Der Text riecht nach literarischem Flickwerk, und auch großartige Worthülsen können den imagären Inhalt nicht verdecken.

Anita Pichler und ihrer Erzählung sind bei aller Anstrengung keine Flügel gewachsen, von auf schnellen Besen dahinreitenden mittelalterlichen Hexen können wir weiterhin nur träumen.

Georg Meier

Zu Anita Pichlers Erzählung

»Es ist gestern gewesen, im Haus. Ich, die Geliebte des Zufalls, ...«, beginnt die Erzählerin in Anita Pichlers Erzählung DIE ZAUNREITERIN, Suhrkamp Verlag 1986, und steckt die Bestimmung ab: Gestern dreht der Schlüssel nicht mehr im Schloß, gestern wird die Erinnerung eingefördert, im Haus, in einem Haus, dem Stein in den Städten.

»Wer mich ausschickte, in die Kindheit der Menschen, in diese Vergangenheit, der meinte es sicher nicht gut mit mir«, heißt es wenig später.

Ausgeschickt wird eine junge Frau mit Fragebogen der »Spielzeugleute« Menschen nach ihrer Kindheit zu fragen, — die Erwachsenen —, damit ihrem wiederzuweckenden Spieltrieb etwas »geboten« werden kann. Die Beliebigkeit und Austauschbarkeit von Namen und damit verbundenen Bildern, Konturen, lassen die Ich-Erzählerin, ausgelöst durch die Begegnung mit »der Frau im Rollstuhl« und dem Mann der »mich anzog und bedrohte«, versuchen ihre eigene Erinnerung zu koordinieren, wie ein sich Vorstellen der Dinge in der Wohnung.

Dort bleibt der blutige Handschuh des Mannes zurück, den er sich entzweien ließ als etwas, »was sich auflöst in nichts als Erfüllung. Und diese Erfüllung in der Amputation. Seine Hand blutet jetzt, und die bei ihm sind, müssen es sehen, die ihn lieben.« (20) Der oder an dem Handschuh »könnte aber auch eine Spur da sein, die ich seit langem suche, wie

diesen Mann, die mich weiterbringt, zu meinem Faden, heraus aus diesem Kreis von Unverständnis — heraus aus der Bedrohung, die ich nur ahne, heraus aus allen Aufträgen der Kindheit« (15). Genausogut kann es den hühnen Handschuh auch nicht geben. Er ist Antrieb, der nicht faßbare Motor in der Erinnerungsarbeit, er ist als wesentlicher Teil des fremden und gleichzeitig bekannten Mannes die Sexualität, die die Wanderungen und Irrungen durch Identifikationsbilder oder Projektionen des Anderen auslöst. »Fremde Menschen können Dinge tun, die wir in uns nicht erketten möchten«. (31/32)

Die Sexualität ist das Bild der Ängste, der Verzerrungen. »Wer fürchtet sich vorin schwarzen Mann? / Eines Tages dachte ich darüber nach, welchen Kummer nur der Genuß des Fleisches brachte. Da vernahm ich, daß dieser Kummer eher Eigenliebe war, als der Wunsch, Buße zu tun«, sie bedeutet Bewegung, Leichtigkeit und Tod oder Erstarrung.

Darin, in diesen Chiffren, sucht die junge Frau Vergangenheit. Sie erfährt sich wieder in den Personen von Uta und Eckehardt, in Johannes; die Weggefährten von früher.

Sie hatten zusammen gewohnt. Johannes, der Freund aus den Kindertagen, war dann fortgezogen, war gestorben; aber er begleitet sie noch immer, ist anwesend als Gesprächspartner (»Da ging ich nur, mein toter Freund neben mir her« (9)). Uta und Eckehardt, die beherrschenden »Figuren« aus der früheren Zeit. Uta, die Tänzerin, die Leichte, die, die nur im Augenblick, nur als Bewegung lebte. Sie hatte die Gegenwart in ihrer Arbeit / Kunst und weigerte sich Vergangenheit oder Zukunft zu reflektieren. Sie war ein autistisches Kind gewesen, »erst Musik erweckte Leben in ihr«.

Eckehardt, der Geliebte Utas, der Bildhauer. Von ihm erfuhr die Frau aus dem Leben Utas, als sie Modell saß zu einem Grabstein für ein totes Mädchen.

Das sind schon die Figuren, die in ihren Verdoppelungen, fotografischen Doppelbelichtungen, für das Leben, die Erinnerung an es, stehen, in den Gegensätzen des Fließenden (das Wasser) und des Starren (der Stein), des Behagens und des Unbehagens, des Bewußtseins und des Vergessens, der Anwesenheit, der Abwesenheit.

Leitmotivisch geht Haga Zussa, die Zaunreiterin mit dem Ich der Erzählerin durch die Erfahrung (der Hag als Ort des Guten, Zussa, die Reiterin, Beherrscherin des Bösen).

»Es liegt ein großes Mißverständnis in dem, was wir sagen. Denn Behagen und Unbehagen sind gleichbedeutend. Immer ist es eine Hecke, die uns umgibt, von Dornen und Duft und von kleinen weißen Blüten.« (28)

Das Paar Uta und Eckehardt wird überblendet von den Stifterfiguren (Uta und Eckehardt) am Naumburger Dom.

Den Akt der Erschaffung aus dem Stein vollzieht Eckehardt in dem Zeitraum, in dem er von Uta verlassen wird. Die junge Frau, als Modell, wird zum toten Mädchen (»Eckehardt war bei seiner schönen Toten, bei mir, ...« (101)) und nähert sich Uta, der Figur aus Stein. Uta, seine Geliebte, die aus Rom, »der Stadt Eckehardts«, einen leeren, weißen Brief schickt, wird von einem einstützenden Haus verschüttet.

Uta stürzt vom Sockel, vom Dorn. Die Figuren verstricken sich, der Stein, die Bewegungslosigkeit und als solche das Gedächtnis zerbröckelt, gräbt sich hinein, in die leichte tanzende Uta, versteinert jene, die im Wasser geschwommen war (47), versteinert die Atmung (111), eine Atmung, die Eckehardt aus dem Stein zu hauchen versuchte, als Erinnerung der kollektiven Geschichte, der Form. (»Ihn aber interessierte die Atmung, das was darunter möglich wäre, die schwierige Atmung der Steine und ihr Bewegtwerden und ihr Anderssein in anderen Beziehungen. Und die endlose Zeit, die im Stein wohnt. Und das Endlichmachen der Steine durch die hauernde Hand des Menschen.« (90)) Eckehardt gelingt die Form nicht mehr, nicht das Bild der Menschen. »Man mußte die Menschen wieder entlassen aus ihrem Bild. Und ich weiß, so beschloß er, Uta zu entlassen« (91). Uta im Rollstuhl erzählt keine Geschichte, sie ist in ihrer Anwesenheit als sich erzählende Erfahrung abwesend. Uta, die Tänzerin, Uta, die Figur am Naumburger Dom, Uta Erde, Uta im Rollstuhl und Eurydike sind die sich entziehenden Bilder der Sehnsucht, sind Figuren die für die Erinnerung und ihre Abwesenheit stehen (»Eurydike? ... Deine Abwesenheit ist uns heilig. Eurydike, bleib, wo du bist, mach uns die Sehnsucht nicht kaputt« (96)).

Die Frau im Rollstuhl erzählt nichts von sich, sie schiebt die Erzählerin fort (117), und die Erzählerin wird von anderen nichts über sich selbst erfahren. Nur der rote Freund, Johannes, hatte sie begleitet, der Freund, mit dem sie sich ins leere Grab gelegt hatte, als Kind, Zeichen der Ruhe und Sicherheit oder »Jonas, nur Dunkelheit und kein biblischen Erkenntnis« (83) im Bauch des Schiffes (Fisches). Das sind Fragmente der Erfahrung, des Erkennenmüssens als Bedrohung, Fragmente der Wünsche als Umfrage im Leben, die letztendlich keine Antwort bringen kann, höchstens neue Fragen aufwerfen.

Aber die Mühen durch die Formen von Geschichte, in Anita Pichlers Erzählung, führen die Ich-Erzählerin zu einer Bestimmtheit. Sie wird dem Mann den Handschuh zurückbringen, »Und ich

würde ihn verlassen. Das wissen, damit leben, und trotzdem nicht verlassen werden« (121).

Die Botschaft der Erzählung, wenn sich nicht die ganze Erzählung gegen eine solche sträuben würde, lautete etwa, sich bestimmen im Unsicheren, etwas finden auf der Suche.

Anita Pichler hat ihre erste größere Erzählung, allem Anschein zum Trotz, konsequent und rigoros gestaltet. Die Sprachformen, die Montage aus Umgangssprache, märchenhaftem, archaisierendem Erzählten, aus Zitaten und Redeweisen und aus alten Büchern kreisen die Vielfalt von widerstrebenden, sich entziehenden Motiven ein. Aber der Inhalt wird auf keinen »Punkt gebracht«, weil es den Punkt ja nur als Abstraktion gibt. Und die Form der Erzählung bildet die Form des zu Erzählenden nach. Das Ich, das sich sucht, kann nicht vorgeben das Ich gefunden zu haben. So ist der Erzähler, allen gegensätzlichen Aussagen zum Trotz, längst entbunden der Aufgabe überschauendes, objektiv ordnendes Subjekt zu sein, (als Parenthese zu schon getätigten Rezensionen in Südtiroler Medien). Der Text zeigt für mich gerade seine Faszination in einem assoziativen, nicht beliebigen, Wuchern.

Ludwig Paulmichl

Südtirol im deutschen Gedicht. Landschaft und Schicksal. Herausgegeben und eingeleitet von Eugen Thurnher. (Stifterbibliothek, hrsg. von Eugen Thurnher, Dritte Folge, Band 3). Innsbruck, Steiger Verlag, 1985. 127 Seiten.

»Niemand wird leugnen, daß Südtirol einen großen Teil seines kulturellen Wiederaufstiegs dem Herrn Professor Thurnher zu danken habe«. Die vorliegende Anthologie ist dazu angetan, einen Niemand zum Leugner jener Verdienste zu provozieren; sie zumindest ist ganz gewiß nicht verdienstvoll. Nur die auf solchen Verdiensten beruhende Prominenz des Herausgebers kann es überhaupt rechtfertigen, sich mit diesem Buch einzulassen.

Professor Thurnher hat insgesamt 107 Gedichte, vom »Runkelsteiner Frühlingsslied« über Oswald von Wolkenstein, Eichendorff und Rilke bis zu Peter Lloyd und Ernst Reich zusammengetragen, in denen Südtiroler Landschaft Thema oder Motiv ist, in denen wenigstens ein Südtiroler Ortsname vorkommt. Für die Aufnahme von Georg Brittings »Weißem Wirtshaus« hat es sogar gereicht, daß vom Südtiroler Wein die Re-

de ist, wiewohl in den Versen: »Der Wein ist gut. ... / Er wächst nicht hier, er kommt aus Südtirol.« Der Herausgeber muß, nachdem er das Wort »Südtirol« erblickt hat, diesen Kontext glatt übersehen haben, ebenso wie die Schlußworte des Gedichts: »Wir sind in Bayern.« (während der Leser der Anthologie noch meint, in Südtirol zu sein — das man freilich manchmal mit Bayern verwechseln könnte; aber so hat es der Herausgeber gewiß nicht gemeint.) Eigentümlich auch die Aufnahme von Hofmannsthal's »Reiselied« mit seinem ganz italienischen Landschaftsbild: gerade von Professor Thurnher würde man doch eher ein Untertroichen des deutschen Charakters der Südtiroler Landschaft erwarten ... Daß in einer thematischen Anthologie wie dieser auch manches schlechtere Gedicht abgedruckt wird und somit das sogenannte »Bozner Bergsteigerlied« qualitätsmäßig gegenüber seiner Umgebung nicht gerade abfällt, ist wohl unvermeidlich. Und es wird wohl noch immer Leser geben, denen Verse wie die folgenden gefallen:

*Immer wieder zurück zu
deiner grünen Wildnis ich kehre,*

...

*Brüder, schwärmt in des Herbstes Prangen,
morgen vielleicht euch nichts mehr gehört!*

...

*Ein mildes Leuchten bricht von Felsaltanen,
und leise drängt sich aus verklungenen Jahren.*

*Schloß Runkelstein,
dein perlender Wein,*

*glüht fort in meinen Träumen;
ich schau' deine Männen trutzig-wild,
ich seh' deine Frauen züchtig-mild
lustwandeln in den Räumen!*

Bei manchen neueren sind die Verse nicht viel besser. Das könnte man alles noch hinnehmen, wenn daneben auch die Südtirol-Gedichte eines Gerhard Kofler und vor allem eines Norbert C. Kaser zu lesen wären — im Sinne eines Gesamtbildes der Darstellung Südtirols in deutschen Gedichten. Aber beide fehlen, kommentarlos — späte Rache für Kasers 20 Jahre zurückliegenden Angriff auf den Herausgeber dieser Anthologie?

Jüngere Autoren sind in dieser Sammlung freilich überhaupt nicht zahlreich — mit mehr als einem Gedicht sind bloß Kuno Seyr und Ernst Reich vertreten —, ohne daß das Vorwort über die Gründe Auskunft gäbe. Vielleicht ist die Südtiroler Landschaft für jüngere Autoren einfach kein Thema mehr. Oder gehört das

Herz des Herausgebers eben der älteren Generation, die noch zu reinen verstand wie einst Herr Walther (dessen wenigstens im Vorwort nicht vergessen ward). Von den gewaltigen Veränderungen der Südtiroler Landschaft durch Industrie und Fremdenverkehr ist selbstverständlich weder im Vorwort noch in den ausgewählten Gedichten die Rede.

Wer diese einseitige Publikation lesen soll, bleibt offen. Als Reisemitbringsel könnte man sie sich am ehesten vorstellen, aber als solche ist sie offenbar nicht konzipiert: denn sie ist weder mit hübschen Farbfotos ausgestattet noch bei Athesia erschienen.

Aber an ein Publikum hat der verdienstvolle Herausgeber vielleicht gar nicht gedacht. Denn so wenig Freude dem Leser das unbegründete Auslassen wichtiger jüngerer Autoren und die Weiserzigkeit gegenüber dem Mittelmaß, ja die ausgeprägte Vorliebe für das Epigonale machen, das eigentliche Ärgernis ist doch die Präsentation der Gedichte. Im Nachwort spricht der Herausgeber vom »reinen Genießer des Gedichts« (den man sich bei den meisten dieser Gedichte wahrhaftig nur als rauschbärtigen Oberstudiendirektor a.D. vorstellen kann); diesem »reinen Genießer« unreiner Reime seien wissenschaftliche Angaben, ja Angaben überhaupt nur unangenehm, weshalb sich Professor Thurnher geradezu verpflichtet gefühlt habe, Angaben über den Autor, die Erstpublikation der Texte, die Druckvorlagen usw. zu unterlassen.

Da der Herausgeber vom »reinen Genießer« ohnehin ein abgeschlossenes Germanistikstudium erwartet, denn der »Genießer« muß Mittelhochdeutsch können — kein Wort Lesehilfen zu Oswald —, muß den Dialekt beherrschen — keine Erläuterungen zu den (wenigen) Mundartgedichten —, muß jeden Autor zeitlich, jedes genannte Schloß örtlich einzuordnen wissen, muß auch das in die Leerformeln des Vorworts eingestreute germanistische Fachvokabular verstehen, da der Herausgeber also vom »reinen Genießer« allerhand erwartet, kann er ihm auch zumuten, als »Kenner« »Anlaß zur Entstehung und Form der Darbietung des einzelnen Textes zu ermitteln«, wenn er sich mit dem genossenen Text ein bißchen intensiver beschäftigen will. Und das bei so bekannten, in zahlreichen Ausgaben verbreiteten, in jeder Privatbibliothek vorhandenen Autoren wie Hans Faber-Perathoner, Fritz Arnold, Kuno Seyr, Christine Haller usw. Von mir befragten »Kennern« (die allerdings keine »Genießer« waren) ist es nur mit Mühe und auch nur bei einigen Gedichten gelungen, und selbstverständlich nur mit Hilfe einer einschlägigen Bibliothek, die Erstdrucke einiger der hier gesammelten Gedichte aufzuspielen.

Wo die Suche Erfolg hatte, ergab der Vergleich einen recht willkürlichen Umgang des Herausgebers mit den Gedichten. Peter Lloyd zum Beispiel wird sich etwas gedacht haben, als er einem Gedicht vier Verse aus dem mittelhochdeutschen »Laurin« voransetzte, dem Gedicht aber keinen Titel gab; in der Antologie fehlt das Motto, dafür ist aber plötzlich ein Titel da. Im Nachwort deutet Professor Thurnher zwar solch unzartes Vorgehen an, doch welche Titel nun von ihm ergänzt oder »verdeutlicht« worden sind, welche von den Autoren selbst stammen, das läßt sich nur anhand der früheren Veröffentlichungen feststellen. Zu denen weist diese Sammlung aber keinen Weg. Vielleicht tut sie es deshalb nicht, damit der Leser die Eingriffe des Herausgebers nicht erkennen kann. Bei seinen Studenten würde Professor Thurnher, einer der bekanntesten Germanisten Österreichs, solche willkürliche Eingriffe jedenfalls nicht dulden, und zu recht.

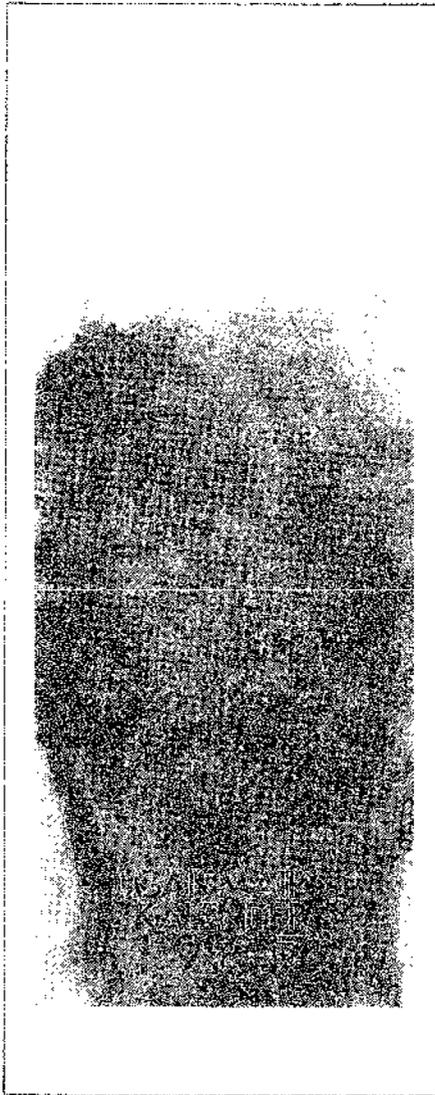
Vieles an einem Band wie diesem kann man als Geschmackfrage empfinden, und daß Professor Thurnher von Hubert Murnelers Pathos mehr angesprochen wird als von Kasers Präzision, sei ihm gegönnt. Auch über den späromantischen Landschaftsbegriff des verdienstvollen Gelehrten wollen wir nicht recitieren; er mag generationsbedingt sein. Daß er aber die seriöse editorische Arbeit, zu der ihn sein Ansehen wie sein Amt auch in einem leichtgewichtigen Buch verpflichten, nicht leistet, sondern unter dem Vorwand, sie stehe dem Kunstgenuß im Wege, alle Mühe seinen Lesern aufbürdet, das macht dieses Buch über seine Überflüssigkeit hinaus recht eigentlich zum Ärgernis, zum lieblosen Produkt einer Publikationsmaschinerie, das in dieser Form wohl nie erschienen wäre, wenn der Herausgeber der Reihe, in der das Bändchen veröffentlicht worden ist, nicht auch — Eugen Thurnher hieße. Nutzen (wo nicht Honorar, so doch Ansehen in einem quantitativ orientierten Wissenschaftsbetrieb und den Ruf von Verdiensten um die Südtiroler Kultur) bringt eine solche Publikation dem Herausgeber allemal, dem Leser ganz gewiß nicht. Der Abschnitt »Zur Textgestaltung«, in dem herausgeberisches Nichtstun als Königsweg zum Kunstgenuß gepriesen wird, ist Ausdruck tiefster Verachtung gegenüber den Lesern, die in diesem Publikationsbetrieb schauen sollen, wo sie bleiben; er ist im Grunde nichts anderes als ein ganzseitiges Götz-Zitat, das Thurnher den Lesern zuruft.

Bei allem schuldigen Respekt, der den Verdiensten Professor Thurnhers gebührt — in dieser Rezension mußte das Echo auf diesen Zuruf »geistige Gestalt« werden.

Ursula Fischbacher

GAISMAIR-KALENDER 1987. Herausgegeben von der Michael-Gaismair- Gesellschaft, Innsbruck - Bozen 1986. Lire 9.000.

Alle Jahre wieder beschenkt uns die Gaismair-Gesellschaft seit dem Jahr 6 vor Tschernobyl einen Kalender. Der für 1987 liegt jetzt vor.



»Die Nacht« von Jörg Hofer ziert das Titelbild. Keine Angst, so schwarze Nacht ist's in Tirol man doch nicht! Denn die neue, übrigens zum ersten Mal rein südtirolerische Redaktion, hat gründlich gearbeitet und den Kalender neu gestaltet: ein gefälliges Layout, ein durchdachter Aufbau und viele inhaltliche Anregungen kommen dem Leser sehr entgegen.

Das Inhaltsverzeichnis vermittelt eine klare Gliederung: zehn Themenschwerpunkte, eingerahmt vom Kalendarium und Register, werden angeboten.

Im Kalenderteil wird jedem Monat ein eigenes gestaltete Seite zugeteilt. Diese Beiträge sind durchwegs ansprechend, sieht man von denen für Februar, April (Wat und Trauer!) und Oktober ab. Daß für Dezember schon wieder der gute u.c. Kaiser erhalten muß, ist wohl kein Geschenk des Christkindls, sondern für mich ein Symptom der aktuellen, krankenden Tiroler Literatur.

Dann kommen Slowenen, die Schwabenkinder, Vinschger Schmuggler, Dreizehnlinden, die Schafwanderung von Südtirol ins Ötztal, Busfahrerarbeitspsychologie, Armut (neue und alte) zur Sprache, ebenso wie Vorschläge für einen anderen Strafvolzug und anderes Wohnen, Überlegungen zur Medizin, Homöopathie und Radiästhesie.

Für die Literatur im Kalender gibt es gleich wie 1986 einen eigenen Teil. Es fällt auf, daß die Herausgeber der »Literart-Tour« im Unterschied zum letzten Kalender einen Blick über Karwendel und Dolomiten hinaus getan haben.

Eine Vorlesung von Karl Kraus aus dem fernen 1920 beendet die Tour in ihrer gelungenen Mischung aus Texten und Bildern und leitet über zu aktueller Poetik. Hier gefällt mir der Kalender am besten, zeigt er doch Mut und Biß. Die »Vergangenheitsbewältigung« wird allerdings etwas zu rasch abgetan.

Nicht nur die Vergangenheit will bewältigt sein! 1986? Tschernobyl! Die Antwort des Gaismair-Kalenders sind die »10 Gründe gegen die Kernkraftwerke« (den Klappentext will ich huldvoll verschweigen). Nein danket heißt es auch zu den »Kriegsmaterialien« made in Bozen by IVECO.

»Ausgegraben« wurden der vergessene Barock-Autor Hyppolytus Guarinonius (der übrigens aus Trient stammt), einige schriftliche Aufzeichnungen des im 1. Weltkrieg gefallenen Tschermser Kadetten Alois Garber und das Innsbrucker Unikum Franz Maria Gruener.

Im Sinne des letzteren wird die »mächtige Kirche« durchleuchtet, und zwar in Aufsätzen über das Verhältnis zwischen Religion und Kirche in Tirol südlich des Brenners, die Verurteilung der Zillertaler Protestanten um 1830 und die Kontroverse um den »socketen Christhaue« für die neue Innbrücke.

Die letzten sechs Beiträge berichten vom Engagement einiger Streifbarer; ganz im Sinne Michael Gaismairs ist man sich bewußt, progressive Kraft in einer Wendezeit zu sein.

Das Register am Schluß des Kalenders wurde überarbeitet. Und das ganz zu recht, denn es bietet mehr als nur wichtige Informationen. Es läßt auch zum Schmökern. Wie der gesamte Kalender eben.

Roman Drescher

Elmar Waibl: Ökonomie und Ethik. Frommann-Holzboog-Verlag, Bad Cannstatt 1984, 429 Seiten

»Ihr seid verloren, wenn ihr vergeßt, daß die Früchte allen gehören und die Erde keinem!«

(J.-J. Rousseau)

Daß es ein leicht verdaulicher Brocken sei, was da Elmar Waibl als Habilitationsschrift mit dem Titel »Ökonomie und Ethik« (Frommann-Holzboog-Verlag, Stuttgart - Bad Cannstatt 1984, 429 S.) vorgelegt hat, wird man nicht gerade behaupten können. Leicht verdaulich deshalb nicht, weil es, wohl wie es sich für ein wissenschaftliches Buch gehört, mit der nötigen Aufmerksamkeit und Genauigkeit gelesen sein will. Aber ein Leckerbissen für einigermaßen mit der Materie Vertraute und generell für alle philosophisch-sozialwissenschaftlich Interessierten ist dieses Buch allemal. Das Urteil sei vorweggenommen: selten einmal habe ich in so präziser Sprache, übersichtlicher Struktur und verständlicher Darstellungsweise eine Untersuchung des wirtschaftsethischen Denkens in Europa im Lauf der Jahrhunderte angetroffen.

Und genau genommen enthält das Buch ja eigentlich mehr als im Untertitel angegeben, denn es beschränkt sich nicht bloß auf die kritische Nachzeichnung der »Kapitalismusdebatte in der Philosophie der Neuzeit«, sondern greift auch weiter zurück auf die diesbezüglichen Anschauungen der christlichen Philosophie in der Zeit von Patristik und Scholastik und spannt von dorthin über die Neuzeit einen Bogen bis zu Positionen und Argumenten der verschiedenen contre-culture-Bewegungen, der alternativen und ökologischen Szene der heutigen Zeit.

Dargestellt werden im wesentlichen zwei zusammenhängende Traditionsstränge, die über die Jahrhunderte hinweg das europäische Denken in seiner Haltung zum Eigentum bzw. zum »Kapitalismus« gekennzeichnet haben und die auf jeweils unterschiedliche Weise das Problem des Zusammenhangs von »recte vivere« und »recte rem gerere« zu lösen versuchten. Da ist zum einen der Traditionsstrang, der ausgeht vom römischen Recht, mit dessen Prinzip des »uti et abuti«, des durch keinerlei gesetzliche oder ethisch-soziale Einschränkungen gekennzeichneten Eigentumsbegriffs, der wiederaufgenommen und fortgeführt wird vom aufsteigenden Bürgertum der mittelalterlichen Städte und vom Calvinismus, um schließlich in Hobbes, Mandeville und Locke und den verschiedenen Theoretikern des Liberalismus im 19. Jh. seine

endgültige rechtliche, politische und philosophische Ausformung zu erlangen. Der andere Traditionsstrang, ausgehend von der Bibelinterpretation durch die Patristik und vor allem Thomas von Aquin im Sinne eines limitativen, sozial verpflichteten Eigentumsbegriffs, der seine Weiterführung findet in den verschiedenen Sozialutopien des 15. und 16. Jh., in Denkern wie Rousseau oder Schiller, in der Romantik, in den philosophischen und politischen Vertretern des Marxismus und Sozialismus und schließlich eben in der Ökologie- und Alternativbewegung der Gegenwart.

Verbleiben wir kurz bei der Darstellung des ersten dieser beiden Stränge. Die Auffassung, daß das Eigentum zur uningeschränkten Nutzung und Disposition des Besitzers da sei, findet sich im römischen Rechtsdenken am ausgeprägtesten in den Schriften Ciceros (»... Cöteraufteilung! Schlimmstes Unheil, das es für einen Staat geben kann ...«, zit. auf S. 39), der sich dabei (ganz im Sinne seines eklektizistischen Vorgehens) auch auf Anschauungen der griechischen Philosophie, die dazu allerdings keine einheitliche Position vertrat, stützen konnte. Das Bestreben nach gesetzlichem Schutz und ungehinderter Verwendung des Privateigentums ist laut Cicero ja der eigentliche Grund und Zweck, warum sich die Menschen in einem Staatswesen zusammenschließen. Die Argumentation findet sich Jahrhunderte später fast wortwörtlich wieder bei Hobbes, der zum ersten Mal in der Neuzeit radikal mit der »teleologischen Wirtschaftsethik« des Mittelalters bricht und zum Bahnbrecher des bürgerlich-kapitalistischen Wirtschaftsethos wird (S. 67). Es sind sowohl anthropologische (»... die Unerstlichkeit der menschlichen Begierde«, zit. S. 65) wie ökonomische Motive (die Austauschverhältnisse auf dem Markt, also auch zwischen Kapital und Arbeit sind nicht zum Nachteil eines der beiden, sondern zum wechselseitigen Vorteil beider Anbieter - vgl. S. 63), die Hobbes zur Rechtfertigung seiner Theorie ins Treffen führt.

Dieser Argumentation folgt in weit ausführlicherem Maße Locke, der »spiritus rector des bürgerlich-kapitalistischen Wirtschaftsethos« (S. 67). Mit diesen beiden Denkern, so schreibt der Autor mit Recht, war endgültig die »Einheit von Ökonomie und Ethik«, wie sie das gesamte mittelalterliche Denken gekennzeichnet hatte, aufgegeben und zerstört. Der aufklärerisch-liberale Geist des Bürgertums, der mit dem Pathos der allgemeinen Menschenbeglückung und der Freiheit und Gleichheit aller gegen die alten Mächte des Feudalismus (aber spätestens seit 1789 bzw. 1848 in seiner Doppelrolle gegen die Ansprüche des 3. Standes!) angeeignet war, wird damit zunehmend »geistlos« (S. 131), sein Menschen-

bild reduziert sich auf den »homo economicus«, es triumphiert die Ökonomie über die Ethik, die zur »ancilla economica« (S. 161) herabsinkt. Aber diese inneren Widersprüche des Liberalismus, seine Gleichsetzung des menschlichen Verstandes mit dem bürgerlichen Verstand, des Menschen mit dem Bürger (als dem realen oder zumindest potentiellen Unternehmer!), zeigte sich ja nicht bloß in seinen philosophischen Überlegungen zu Arbeit, Eigentum und Profit, sondern weitaus expliziter im politischen Bereich (etwa in der Wahlrechts- oder Sklavenfrage). Musil hat in seinem »Mann ohne Eigenschaften« diesen Sachverhalt liberaler Inkonsistenz prägnant in dem Satz zusammengefaßt: »Vor dem Gesetz waren alle Bürger gleich, aber nicht alle waren eben Bürger« (zit. S. 75).

Im wirtschaftspolitischen Credo neokonservativer (bzw. genauer gesagt: neoliberalistischer) Prägung der Gegenwart (Reagan, Thatcher, Freeman etc.) mit der Rückkehr zum quasi uningeschränkten laissez-faire-Prinzip und den Konsequenzen eines zunehmenden Abbaus jeglichen staatsaatlichen Netzes und der geistig-moralischen wie ökonomischen »Verelendung« immer größerer Bevölkerungsschichten wird der zutiefst inhumane Aspekt derartiger Theorien gerade heute wieder sichtbar.

Betrachten wir ebenso kurz den zweiten Traditionsstrang.

Der alttestamentarische (aber auch großteils neutestamentarische) Eigentumsbegriff war nicht jener einer »egoistischen«, rein den persönlichen Nutzen des Besitzers berücksichtigenden Kalkulation. Im Gegenteil: das Privateigentum war an starke Einschränkungen sozial-ethischer Natur gebunden. Das Zinsverbot (eingegangen in das kanonische Zinsverbot des christlichen Mittelalters — und genau diese Einstellung widerspiegelt sich z.B. noch in Galsmairs Landesordnung von 1526, wo von der »Sündes des Wuchers« gesprochen wird), die Forderung den Zehnten des Ertrages alle drei Jahre an Bedürftige zu verteilen und überhaupt die noch in der altjüdischen Gesellschaft vorgeschriebene bzw. geübte Praxis alle 50 Jahre (d.h. nach jedem siebten Sabbat-Jahr — der Ausdruck »anno sabbatico« hat sich im Sinne der möglichen Freistellung vom Dienst etwa im italienischen Sprachgebrauch erhalten) den Besitz von Grund und Boden gleichmäßig neu aufzuteilen, unterstreichen diesen Sachverhalt sehr nachdrücklich. Diese Auffassung von Arbeit, Eigentum, Armut bzw. Reichtum ging in die mittelalterliche Wirtschaftsethik, so wie sie von den Kirchenvätern und dann vor allem von Thomas von Aquin kodifiziert wurde, ein, wobei sich auch Anknüpfungspunkte in der griechischen Philosophie ergaben.

Nach den verschiedenen sozialutopischen Modellen des 16. Jh. ist es Rousseau mit dem »die Stimme der Kapitalismuskritik schlägt« (S. 163). Wirtschaftliche und soziale Ungleichheit sind für ihn nicht Ergebnis eines »natürlichen«, sondern eines gewaltsamen Prozesses, die Inversion von Ethik und Ökonomie in der bürgerlichen Gesellschaft widerspricht der »natürlichen Verfassung des Menschen« (S. 188) und Rousseau nimmt in vielem Hegel und Marx vorweg, wenn er festhält, daß in einer profitorientierten, von Neid und Konkurrenz geprägten Gesellschaft letztlich sowohl Sieger wie Besiegte (Bourgeoisie und Proletariat bei Marx, Herr und Knecht bei Hegel) ihr wahres »Mensch-Sein« nicht verwirklichen können (S. 172). Vor allem geht es dem Autor den Einfluß Rousseaus (Zivilisations- und Kulturkritik, Unterscheidung von *homme naturel* und *homme artificiel* etc.) auf die heutige *contre-culture*-Bewegung aufzuzeigen.

Zunächst aber war Rousseau von größter Bedeutung für einen Denker wie Schiller oder die Literatur- und Kunstströmung der Romantik. Schiller folgt Rousseau vor allem in der Kritik an einer reinen »Verstandesaufklärung« (S. 199), in der Kritik an der »Zerrissenheit« des Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft, in der der »allseitige«, »ganzheitliche« entwickelte Mensch verloren geht: er wird »einseitig« und damit »häßlich«, »verkrüppelt«, »unschön«. Von dieser »ästhetischen Kapitalismuskritik« (Funktion des »Spieltriebs« etc.) her erklärt sich das große Interesse marxistischer Theoretiker für Schiller (der Autor nennt hier explizit Marcuse und Trotzki -- zu verweisen wäre hier allenfalls noch auf verschiedene andere wie z.B. auf G. Landauer, der den Sozialismus einmal als »Kulturbewegung, als einen Kampf um Schönheit« definiert hat). Von der Kapitalismuskritik der Romantik bringt der Autor vor allem Belege aus den Schriften F. Schlegels; die Forderung nach Rehabilitierung der »Sinnlichkeit« (S. 346), die »Apotheose des Müßiggangs« gegen das bürgerliche Leistungsritual (S. 333 -- hier ergibt sich die Parallele vor allem zu Lafargue), die Abneigung gegen alles Technische und Mechanische, gegen die »Versachlichung der menschlichen Beziehungen« (S. 323 -- Marx wird schreiben: »Die wahren Beziehungen der Menschen sind zu Warenbeziehungen geworden«.).

Im Abschnitt über die marxistische Kapitalismuskritik und deren ökonomische und ethische Fundierung (Krisen-, Verelendungs- und Entfremdungstheorie), nach der die bürgerliche Gesellschaft gleichermaßen zur »ökonomischen Pauperisierung« wie »humanen Depravierung« (S. 226) führt, kommt es dem Autor vor allem darauf an, auf die Paralle-

len mit den bisherigen Ansätzen hinzuweisen. Und hier ergeben sich bei aller Eigenständigkeit Marx'scher Gedankengänge in der Sichtweise von Ethik und Ökonomie, im Menschenbild, in der Auffassung von Arbeit und Eigentum erstaunliche Berührungspunkte mit Rousseau, mit der Spieltriebtheorie Schillers, mit dem Freundschafts- und Liebesideal der Romantik und dem Eigentumsbegriff eines Thomas von Aquin.

Interessant auch der Hinweis des Autors, inwieweit Marx selbst mit seiner Feststellung, daß die Menschen nicht »Eigentümer« der Erde, sondern nur »ihre Nutznießer« sind mit der Verpflichtung sie »als *boni patres familias* den nachfolgenden Generationen verbessert zu hinterlassen« (zit. S. 379), direkt eine Anknüpfungsmöglichkeit zur heutigen Ökologie- und Alternativszene bietet.

Es wurde bereits eingangs gesagt: diese Habilitationsschrift ist ein Beispiel für eine gediegene und gelungene Arbeit in der mit Präzision, Sachkenntnis und übersichtlicher Darstellungsweise an das gestellte Thema herangegangen wird. Und so sehr die wissenschaftliche Sprache des Universitätsbetriebs für einige Leser ein kleines »handicap« sein mag oder sein könnte -- ich selbst habe das Buch auch schon mit Schülern an der Oberschule mit Erfolg und Gewinn verwendet.

Leopold Steurer



»distel« 3/86

Die neue »distel« greift ein Thema auf, das viele von uns direkt angeht: Studieren in Österreich. Darüber hätten wir einiges zu sagen, wüßten vieles aus eigener Erfahrung. Die »distel« hingegen gibt anderen das Wort: Politikern, Beamten, Lehrern ... Diese haben ohne Zweifel in-

teressante Sichtweisen; einmal vor langer Zeit in Österreich studiert zu haben, einige Kontakte zu Südtiroler Studentinnen und Studenten zu pflegen oder die gesetzliche Lage genau zu kennen berechtigt natürlich zu einer Meinungsäußerung. Dennoch stehen die Autoren auf ziemlich hoher Warte und urteilen, und das vorwiegend negativ. Südtiroler Studenten sind Schmarotzer, sie genießen Geld und Freiheit und Privilegien, zollen dem österreichischen Staat dafür kein bißchen Dankbarkeit, betrachten Österreich lediglich als vorübergehenden Studienplatz und nicht als Heimat, sie sind aggressiv und nun mündiger als sie sind. Anstatt »eine Halbe Weine« und »20 kg Speck« zu spendieren und auf die Nordtiroler zuzugehen, schließen sie sich ab, leben ohne gesellschaftlichen Bezug fernab von jeder Realität. Heinrich Wolf führt die Isolation der Südtiroler auf die einzigartige Stellung des Landes zurück. Seine Bewohner könnten ihre Situation als Minderheit mit keiner anderen vergleichen, hätten aber auch keinen größeren Bezugsrahmen, d.h. keinen Staat, in dem sie ihr Land aufgehoben sähen. Die Abgrenzung der Volksgruppe in Italien führe zu einer Isolation auch in anderen Zusammenhängen.

Anton Zelger betont erwartungsgemäß die Bedeutung der sogenannten »Landesuniversität« für den Erhalt der Sprache und der Tradition des Landes, einer »völkischen Minderheit« in Italien. Studieren in Österreich ist für den Autor vorwiegend ein volkstumpolitisches Problem: »Es muß ... klar sein, daß wir uns als deutsche Minderheit allzu leicht selbst aufgeben könnten, wenn wir nicht alles tun, um unsere Lehrer im deutschen Kulturraum -- sprich vor allem Österreich -- auszubilden. Ein Abgehen von diesem Standpunkt würde gleichzeitig bedeuten, daß wir Grundrechte, die uns durch den Pariser Vertrag und in dessen Folge durch das Autonomiestatut und die italienische Verfassung zugestanden worden sind, wieder aufgeben oder wenigstens verwässern.«

Schließlich werden der Leserin und dem Leser dreierlei die finanziellen Unterstützungen, Zuschüsse, Beiträge, Erleichterungen vorgerechnet, die das Land Südtirol und der Staat Österreich zur Verfügung stellen. So rundet sich das Bild des Südtiroler Studenten ab: B. Klammer, V. Stadlmayer, A. Zelger, H. Wolf und A. Plitzner haben sich geäußert, Autoren, die selbst nicht betroffen sind, also etwas von außen und von oben beurteilen.

Ein Sachverhalt oder eine Beschreibung wird freilich erst dann stimmig und glaubwürdig (und vor allem frei von pauschalen Urteilen), wenn Betroffene selber zu Wort kommen und ihre subjektive Situation darlegen. Was wissen die ge-

nannten Autoren wirklich von der Lage der Südtiroler Studentinnen und Studenten, die im Spannungsfeld derzeitiger Politik — die sich immer noch mit Abgrenzungsversuchen gegen alles Italienische beschäftigt — in Österreich ihren Studienplatz wählen, immerhin im Ausland, wo auch die Rede von der politischen und »völkischen« Zugehörigkeit kein Heimatgefühl herzustellen vermag. Was wissen die »distek«-Autoren von der Identitätssuche, von der fehlenden Möglichkeit, sich mit einer Politik zurechtzufinden, die noch immer die Wünsche unserer Großväter zu erfüllen versucht, nicht aber die unseren, die krampfhaft vergangene Kämpfe austragen will, nicht aber die Gegebenheiten heutiger Zeit akzeptiert.

Und um das Thema Finanzen noch einmal anzusprechen: All die genannten Erleichterungen für Studentinnen und Studenten können nicht darüber hinwegtäuschen (und jeder Betroffene weiß, wovon die Rede ist), daß ein durchschnittliches Stipendium nicht ausreichen kann um alltägliche Bedürfnisse abzudecken: Miete, Lebenshaltung, Studium, Bücher. Wer hier vom Schmarotzen redet, übersieht neben den materiellen Tatsachen, daß eine Universitätsausbildung kein reines Vergnügen darstellt, daß dort ein System der Auslese herrscht, wobei es um Noten, Prüfungen, also um Leistung geht.

Die »distek« übers Studieren in Österreich ruft mit ihrer Auswahl der Autoren und der Beiträge bei etablierten Kreisen Lob und Anerkennung hervor, (man beachte beispielsweise die »distek«-Rezension in den »Dolomiten«, 11.11.86), was nicht verwundert.

Die Sicht der Betroffenen wäre meines Erachtens authentischer, wenngleich bedrohlicher für alle, die »das Sagen« haben; ein Stachel zum Nach- und Überdenken an der richtigen Stelle und mehr Empathie für die, die mittendrin stecken, weniger an der Elite des Landes orientiert, als an der Basis selbst.

Ein Lob gehört der »distek« allerdings, was ihre Beiträge zu Kunst und Literatur betreffen. Sie enthält immer wieder (nicht nur in dieser Nummer) bemerkenswerte Beiträge junger Autoren, diesmal die phantasievolle Lyrik von Dietmar Dissertori. Illustriert wird die »distek« durch kreatives Foto- und Bildmaterial; besonders hervorzuheben sind die Tonarbeiten von Christine Gross und die Fotos von Evi Roman.

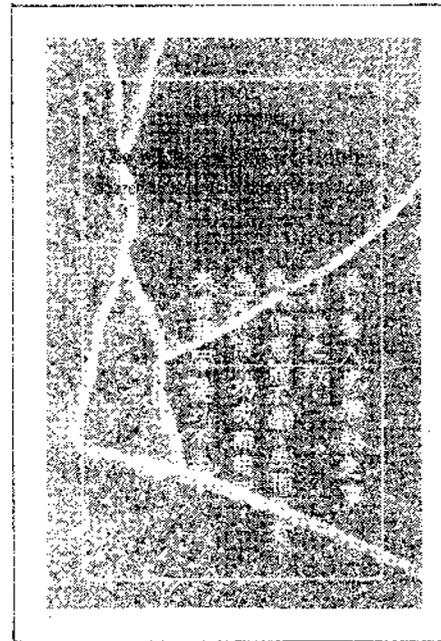
Armin Gatterers Ausführungen lassen über die Möglichkeiten heutiger Literatur nachdenken, verschiedene Rezensionen geben Einblick in aktuelle und weniger aktuelle Themen; gut die Betrachtungen über die Zeitschrift InN, die das Thema Kindheit behandelt.

Hannelore Battisti

Anmerkungen zu Paul Marsoner: Die nächsten hundert Jahre. Skizzen zu einer politischen Futurologie. Hg. »Sturzflüge«, Bozen 1986, 120 Seiten, Lire 8.000.

Zukunftsforschung, Futurologie, das ist Erforschung von etwas, was es nicht gibt, und ihre Betreiber sind bekannt als Jongleure von allerlei Trends und Tendenzen, die da aus der Vergangenheit in die Zukunft hinausextrapoliert werden, die an »Szenarios« künftiger Gesellschaften herumbasteln, die einmal Fortschritt und herrliche Zeiten prophezeien und ein andermal apokalyptische Visionen verkaufen. Dementsprechend rücken sie nicht selten recht dicht in die Nähe von Wahrsagern und Scharlatanen mit dem Unterschied, daß ihre Weisheiten mit wirtschafts- oder sozialwissenschaftlichem Jargon und allerlei Zahlenmaterial verbrämt sind. Und natürlich drängt sich sofort die Frage auf: warum verschwenden diese gescheiterten Leute ihre Energie für die Erforschung der Zukunft, wo doch die Gegenwart so arg viel an Problemen zu bieten hat?

Hundert Jahre in die Zukunft zu greifen und die Geschicke der Menschheit bis



zum Jahre 2073 und darüberhinaus abschätzen zu wollen, ist kein bescheidenes Unterfangen. Aber Paul Marsoner wollte sich mit seinen im vergangenen Juni erschienenen »Skizzen zu einer politischen Futurologie« nicht nur ein »kleines intellektuelles Abenteuer« gönnen, dem Spiel der Phantasie freien Lauf lassen, sondern auch einen Gesellschaftsentwurf

vorlegen, eine Realutopie könnte man sagen. Utopie, schreibt er, brauchen wir heute notwendiger denn je: »Wenn wir bisher für eine bessere Gesellschaft kämpften, weil es zum Wesen des Menschen gehört, auf eine Verbesserung seiner Lebensbedingungen hinzuwirken, so tun wir es jetzt (auch), um überhaupt zu überleben, um uns und unseren Kindern eine Zukunft zu sichern«. Doch wenn Utopie lebensnotwendig geworden sei, ändere sich auch ihr Charakter, der jetzt verantwortungsbewußt, konkret und realistisch zu sein habe und überhaupt nur das ändern zu wollen habe, was unbedingt einer Änderung bedarf. Nun sind Zukunftsforschung und utopisches Denken zwar verwandt, doch ist der Entwurf von ganzen Gegenbildern zur heutigen Welt bezogen auf die heute darin lebenden Menschen und Gesellschaften etwas Verschiedenes vom Versuch, vorgestellte oder berechnete Fortentwicklungen der heutigen Gesellschaften aus dem heutigen Zustand heraus zu beschreiben. Bei Marsoner gehen diese beiden Methoden der Betrachtung von Anbeginn eine Ehe ein: er möchte abschätzen, was sein könnte aber mehr noch, vorgeben, was sein müßte, wobei ihm eine »strenge Wissenschaftlichkeit« schon der Fragestellung selbst nicht angemessen scheint.

Marsoner hat seine futurologisch-utopischen Betrachtungen dreigeteilt: er beginnt mit der Abhandlung von »Bauelementen«, also einzelnen Sachthemen, deren wahrscheinlichen Entwicklungsverlauf er beschreibt, nachdem er sich mit verschiedenen Verlaufsmodellen an sich auseinandergesetzt hat. Dann entwirft er Szenarien von 1972 (Erscheinungsjahr von »Grenzen des Wachstums«) bis 2073, geht in einem Exkurs auf die Frage »Entwicklung und Ungleichheit« ein und benennt schließlich die Akteure, die diese Entwicklungen tragen und bestimmen werden oder sollen.

An zwei bekannte Genres von Zukunftsforschern möchte Marsoner jedenfalls anknüpfen: an die Theoretiker des exponentiellen Wachstums, den Berufsoptimisten der Wachstumsepoche einerseits und an »unsere Intellektuelle« andererseits, die Weluntergangsstimmung verbreiten. Für diese beiden Spielarten des Blicks in die Zukunft hat dann Marsoner, dem es ganz besonders die »Zyklusmodelle« angetan haben, auch gleich ein solches zur Hand: der geschichtlich beobachtbare Stimmungswandel zwischen Zuversicht und Mutlosigkeit in der Sicht der Zukunft verlaufe ganz parallel zum ständigen Auf und Ab der wirtschaftlichen Aufschwungs- und Krisenphasen. Über die spezifischen Strukturprobleme könnte aber ein solches Zyklusmodell wenig aussagen, denn heute, so Marso-

ner, »sind wir in einem kaum vorstellbaren Maß zu Herren unseres Schicksals geworden«. Für den Standpunkt des Autors ist dieser Satz durchaus typisch; er läßt es völlig offen, wer nun das Glück hat, wirklich »Herr seines Schicksals« zu sein, bleibt aber durch das ganze Buch hindurch bei einem vereinnahmenden, ganz unberechtigten »wir«, als ob alle Gattungprobleme wären. So spricht er, beispielsweise, von zwei konkreten Erfahrungen am Beginn des jetzigen subjektiven Krisenbewußtseins: der Sättigung von bestimmten Bedürfnissen und der Erfahrung des Scheiterns; wer aber gesättigt bzw. gescheitert ist und warum läßt er dahingestellt. Das wissenschaftliche Denken scheint ihm dort stehen geblieben zu sein, wo das Scheitern des bisherigen Modells nachgewiesen wurde; doch stellt sich nun Marsoner, als Zukunftsforscher, nicht die Frage, wie es dazu gekommen ist, sondern macht sich »konsequent, umfassend und realistisch« an die Grundfrage, wie eine den heutigen existentiellen Bedrohungen vom Hunger bis zum Atomkrieg angemessene Gegenstrategie auszusehen hätte: »Wie müßte sich unser Wirtschafts- und Gesellschaftssystem mit seiner Eigengesetzlichkeit und seinen emanzipatorischen Möglichkeiten weiterentwickeln, damit es einen Zustand erreicht, der nicht mehr solchen Bedrohungen ausgesetzt ist?« Wie müßte also ein Kapitalismus aussehen, der sich *trotz* seiner »Eigengesetzlichkeit« in schönster Balance befindet: kein Hunger, keine Bevölkerungsexplosion, keine Umweltzerstörung, keine Kriegsgefahr? Dies, die Gegenstrategien interessieren Marsoner von Beginn an weit mehr als alle Erklärung und Darlegung von Ursachen und Eigengesetzlichkeiten. Man habe erkannt, daß es kein grundsätzlich anderes System geben könne, weil die Zwänge unseres Systems — unabhängig von den Besitzverhältnissen — zum größten Teil Sachzwänge des Industriesystems seien, und darum erfordere es die wissenschaftliche Redlichkeit und die praktische politische Vernunft, eine Strategie zu suchen, die die geringsten Veränderungen gesellschaftlicher Werte und Strukturen erfordere. Nicht Kritik daran findet sich deshalb in Marsoner's Werk, sondern mögliche Strategien, wie sich »das System« durch Fortentwicklung und Anpassung seine Erhaltung sichern könnte.

Das, was in jüngster Vergangenheit über die nächste Zukunft der Menschheit geschrieben wurde, hat Marsoner zu einem guten Teil fleißig gesichtet und aufgearbeitet, nicht selten zum Nachteil der Systematik im Buch selbst. Von den klassischen amerikanischen Futurologen Kahn, Naisbitt und Toffler, über Global 2000, Harvardreports, und journalistisch

arbeitenden Autoren bis zu Kulturkritikern und Ökosozialisten wie Gorz, Habermann und Dumont; eine lange Reihe politisch wichtiger Literatur, deren Kennzeichen Marsoner aber in ihrer Einseitigkeit, ihrem Mangel an einer zusammenhängenden, globalen Theorie sieht. Immerhin habe dieses Material Teiltheorien, Theorien über einzelne Aspekte der historischen Realität zum Gegenstand, und überdies: ist es heute überhaupt noch möglich, fragt er, sich ein allgemeines Bild (»theoria«) von der Gesellschaft und der Politik von morgen zu machen. Eine solche Theorie benötige er dabei nicht etwa »unmittelbar zur Anleitung zum praktischen Handeln«, sondern um die Welt zu interpretieren und nur in einem begrenzten Sinne darum, sie zu verändern. Da Marsoner kein radikal neues Gesellschaftsmodell sieht noch entwerfen will, das alle Probleme aus der Welt schaffen könnte, geht es ihm nur mehr um das triviale Anliegen, »den richtigen Schritt zur rechten Zeit zu tun, und dafür ist ein entsprechendes Verständnis der jeweiligen historischen Situation notwendig« (S. 19). So dreht sich Marsoner im Kreis; da er nämlich eine solche schlüssige, allgemeine Theorie nicht aufmachen will, ist für ihn auch die »klassische Einheit« von Theorie und Praxis — bei wem? — perdu, und somit »werde vom Theoretiker immer mehr Distanz verlangt«. Als ob der Theoretiker wie der Schuster oder der Schneider Theorien »auf Verlangen« anzufertigen hätte. Das ist aber Marsoner's Dilemma: er will Zukunftsstrategien entwerfen, beläßt aber die theoretische Basis dafür im Vagen; wie der Wissenschaftler, der die Zukunft vorausbeschreibt, aber mitschickt, daß es natürlich auch anders kommen kann, wenn ...

Das neue geschichtsphilosophische Paradigma, das Marsoner als Ausgangspunkt dient, hängt primär am Begriff des Gleichgewichts. Das Grundschema der Weltgeschichte sei der Übergang von einem Gleichgewicht zum nächsten im Zeichen des Fortschritts oder dessen, wofür die Menschen ihn halten. Diesen Fortschrittsbegriff klopft nun Marsoner auf seine Tauglichkeit als geschichtliche Leitvorstellung ab und kritisiert seine Betonung des Qualitativen und seine einseitige Ausrichtung auf individuelle Optimierungsstrategien. Dabei hat er eine Gleichgewichtsgesellschaft im Auge, in der die Produktion und die technischen Veränderungen keinen entscheidenden Einfluß mehr auf das Leben der Menschen haben; eine »Gesellschaft mit annähernd konstanter Bevölkerungszahl, Sicherheit vor schlimmsten Formen kriegerischer Auseinandersetzungen«, ein bewußter und entsprechend rücksichtsvoller Umgang mit der natürlichen Umwelt und natürlich neue Formen von Kultur und Gesell-

schaft. Der klassische Fortschrittsbegriff als Verbesserung der menschlichen Existenzbedingungen behalte zwar seine Bedeutung, aber darüberhinaus sei heute Fortschritt im Sinne von Veränderung lebensnotwendig, da die bloße Fortschreibung des Bestehenden den Keim der Zerstörung in sich trage. Das industrielle Zeitalter deute Marsoner so als eine Übergangsphase nach einer längeren gleichgewichtigen Phase seit 3000 v. Chr. zu einer nachindustriellen »kalten« Gesellschaft, die sich bis etwa 2070 herausbilden werde; dann hätten drei Jahrhunderte industrielle Revolution seit 1770, der »heiße« Übergang ihren Zweck erfüllt und das große Gleichgewicht würde wieder ausbrechen. 2070 deshalb, weil erst dann eine an der Erhaltung einer konstanten Bevölkerungszahl orientierte Bevölkerungspolitik sich global durchgesetzt haben wird.

Im zweiten Teil seiner Untersuchung setzt sich Marsoner zwei Ziele: er will, zum ersten, die 300 Jahre industrielle Revolution nach Entwicklungsmustern strukturieren, und, zum zweiten, die Strukturprobleme zur Erreichung der Gleichgewichtsgesellschaft untersuchen. Nach dem Modell von Kondratieff, der das Industriezeitalter seit 1795 in jeweils zwei 50 Jahre währende Aufschwungs- und Stagnationsphasen unterteilt hat, schreibt er dieses Muster bis 2070 einfach fort, wobei er die nächsten Aufschwungsphasen von 1995 — 2020 von der Photovoltaik und 2045 — 2070 von der Bionik getragen werden. Während seine Auseinandersetzung mit historischen Bewegungen, vor allem anhand der Theorie von Atali und Touraine, erhellende Betrachtungen zu Tage fördert, fällt seine Beschreibung, wie solche Phasen und Zyklen in der Zukunft inhaltlich aussehen werden, geordnet nach einzelnen Sachthemen und Einzelaspekten, überraschend dürftig, unverbindlich, oft sogar völlig unlogisch aus. Hier macht sich besonders der methodische Mangel in der Arbeit Marsoner's bemerkbar, keine Abschätzung wahrscheinlicher Entwicklungen aufgrund heutiger »Bewegungsgesetze« zu versuchen, sondern von vorneherein »strategisch« an die Frage heranzugehen, also nach den sachlichen Anforderungen zu fragen, die an ein System in stabilen Gleichgewicht zu stellen seien. Marsoner geht kaum auf Strukturprobleme ein, begründet seine Prognosen kaum, sondern bietet vor allem in seinem Sinne erfolgversprechende politische Perspektiven an, als ob die Menschheit drauf und dran wäre, sich auf die Erreichung eines solchen Gleichgewichts zu einigen.

So setzt er, beispielsweise, voraus, daß es in weiten Teilen der Welt in der Energieversorgung baldigst zu einer massiven Umstellung auf Sonnenenergie kommen

wird, ohne darauf einzugehen, warum dieser Energiequelle — mit welchen Übergangsproblemen — ein derart totaler Durchbruch gelingen wird. Bei der Frage »Rüstung und Nationalstaat« geht Marsoner zu Recht von der Feststellung aus, daß das eigentliche Problem nicht die »Sachzwänge« internationaler Politik seien, sondern die Ebene der Institutionen, die diese »Sachzwänge« erst erzeugen, und fordern demzufolge die Abschaffung der Nationalstaaten. Dies zugunsten einer föderativen Staffelform von Kompetenzen, etwa nach dem Modell des IWF mit möglichst viel Subsidiarität für die kleineren Einheiten. Auf die Frage der Staatlichkeit an sich solcher Strukturen einzugehen bleibt jedoch ganz ausgeklammert. Sehr beliebig schließlich sein Verfahren bei der Bevölkerungspolitik, die er einzig und allein durch das Regulativ des Kindergeldes gesteuert sehen will, nach dem Motto: drosseln in der Dritten Welt, fördern in den Industrieländern, doch auch hier höchstens bis zu 2 Kindern pro Familie, da es ansonsten mit dem Gleichgewicht nicht mehr so klappt.

Bei solchen Fragen und jener der Bekämpfung der Armut erweist sich Marsoner nicht von ungefähr als grundsätzlicher Keynesianer: er überlegt schon gar nicht mehr, wie etwa eine andere Ordnung etwa der Weltwirtschaft mit besseren Bedingungen für die armen Länder aussehen könnte, sondern konzentriert sich völlig darauf, wie die Steuerungsmechanismen der bestehenden verbessert werden könnten. Aus Grundbegriffen der Kybernetik leitet er neue Formen und Möglichkeiten des Staatinterventionismus ab, die eben an den »Strukturproblemen« so ziemlich vorbeigehen. Was die Arbeiter für das vergangene Jahrhundert, werden die Entwicklungsländer für das kommende Jahrhundert sein und wesentlich die kommenden Aufschwungsphasen bestimmen, schreibt der Autor ohne näher darauf einzugehen, warum gerade diese Länder in den nächsten technologieinduzierten Wachstumsschüben eine solche Rolle spielen sollen. Aber auch an ihre »Hilfsbedürftigkeit« hat Marsoner gedacht und überträgt sein Konzept vom Garantierten Einkommen von der innerstaatlichen Sozialpolitik ganz einfach auf die zwischenstaatliche Ebene: im Rahmen einer Art »Weltfinanzausgleich« soll dementsprechend jedem Land, das unter 50% des durchschnittlichen Weltsozialprodukts pro Kopf absinkt, großzügige Entwicklungshilfe zuteil werden. Warum es zu diesem dauerhaften Reichtumsgefälle überhaupt kommt, und warum die Bevölkerung des Nordens bereit sein soll, ganz freiwillig so viel von »ihrem« Reichtum herzugeben bleibt ungeklärt. Von der Analyse möglicher

Entwicklungen geht dies etwas stark in bloßes Wunschenken über.

(In ein Wahlprogramm übersetzt, was Marsoner auch macht, lautet dieses Rezept schließlich fast wie eine Lenin'sche Formel für den Sozialismus gleich Sowjets + Elektrizität, nämlich: eine gleichwertige Zukunft liegt in der Kombination Kindergeld und Sonnenenergie + großzügige Entwicklungshilfe.)

So bleibt das Gesamtbild der nächsten hundert Jahre — nach Skizzierung der einzelnen Szenarios bis 2073 — doch recht widersprüchlich und willkürlich. Warum es Marsoners politischer Futurologie dabei am meisten gebricht, ist weniger die Plausibilität mancher Annahmen und Voraussagen, als die logische und methodische Klarheit und Stringenz. Er mischt ununterbrochen die Ebenen der Analyse heutiger Strukturprobleme im Kapitalismus mit langfristigen Strategien und marginalen Verbesserungsvorschlägen. Er erläutert nicht, warum sich bestimmte Verhältnisse unter bestimmten Bedingungen und Voraussetzungen wahrscheinlich so oder anders entwickeln werden, sondern argumentiert von vornherein mit jenen Maßnahmen, die es zur Erreichung eines fragwürdigen Gleichgewichtszustandes zu ergreifen gelte. Dies sei noch vor allen inhaltlichen Einwänden zu diesen geforderten oder vorgeschlagenen Gegenstrategien vermerkt. Auch die Heranziehung der Systemtheorie trägt höchstens zu weiterer Konfusion denn zu theoretischer Fundierung bei. Es ist schon ein Unterschied, ob jemand eine Analyse und Kritik der heutigen Strukturprobleme, ihrer Voraussetzungen und oft sehr ungernünftlichen Konsequenzen vornimmt, oder ob man sich optimistisch eine (wünschbare) Entwicklung in die Zukunft hinein ausmalt, wenn eben die eigenen Ratschläge wohl befolgt würden. **Thomas Benedikter**



Arbeiterbewegung und Sozialismus in Tirol / Movimento e socialismo in Tirolo

Herausgeb. v. Kontaktkomitee fürs andere Tirol. Bozen - Innsbruck 1986, L. 2.560

Vom 17. bis 21. März 1983 fanden in Bozen und Innsbruck die »Caisnair-Tage '83« statt. Anlässlich des 100. Todestages von Karl Marx galt die Themenstellung den Anfängen der Arbeiterbewegung und des Sozialismus in Tirol (Gesamtirol / ladsburgisches Kronland).

Jetzt liegen die fünf damals in Bozen gehaltenen Referate in Buchform vor, herausgegeben vom »Kontaktkomitee fürs andere Tirol«.

Grundsätzlich muß jede Publikation zum genannten Themenkomplex begrüßt werden, zumal eine Auseinandersetzung mit der Tradition der Arbeiterbewegung in Nord- wie Südtirol bisher sträflichst vernachlässigt wurde und das Wissen um ihre historische Entwicklung und ihre Kämpfe meist rein auf akademischem Boden gehandelt wurde.

Die zweisprachige Ausführung der Publikation ist ebenfalls als sehr positiv zu bewerten. Das Cover gefällt, wie weiland das Plakat gefiel (Gestaltung Arnold Dall'Ö).

Und dennoch ist dieses Buch ein großes Argernis.

Anzulasten ist dieser Umstand leider den beiden Herausgebern (G. Pallaver und Chr. v. Hartungen), die sich offenbar sehr wenig mit den technischen Details der Buchgestaltung beschäftigt haben. Umso schlimmer erscheint es in diesem Zusammenhang, daß sie sich zur Edition von rund 100 Seiten (bei Nichtberücksichtigung der Übersetzungen) drei Jahre Zeit genommen haben.

Doch zuerst zum Inhaltlichen:

Der Beitrag von Helmut KONRAD stellt die Theoriebildung, bzw. die nicht erfolgte Theoriebildung innerhalb der Österreichischen Sozialdemokratie zum Thema Nationalitätenfrage dar, bietet also den gesamtösterreichischen Kontext, in dem die Tiroler Sozialdemokratie ideologisch operieren konnte, bzw. nicht operieren konnte.

Gerhard OBERKOFER referierte über die »Ersten Schritte« der Tiroler Arbeiterbewegung hin zu ihrer organisatorischen Konsolidierung im September 1980.

Als sehr aufschlußreich erweist sich der Beitrag von Fabrizio RASERA, der eine Bestandsaufnahme über die trentiner Arbeiterbewegung und deren wissenschaftliche Aufarbeitung liefert. In diesem Aufsatz manifestiert sich eine fundierte, kritische Übersicht über die Möglichkeiten, wie der Geschichte der Arbeiter / Bewegung in einem regionalen Rahmen

beizukommen wäre. Besonderen Hinweis verlangen die Unternehmen der trentiner Historikergruppe rund um die Zeitschrift »Materiali di lavoro«, die Geschichte — im Sinne von Sozialgeschichte u.a. innerhalb der gewerkschaftlichen Erwachsenenbildung (159 ore) erforscht und erfahrbar macht. Ihre Themenschwerpunkte liegen im Bereich der Arbeitsmigration, der Familienstrukturen, der Rolle der Frau und der Ideologiebildung.

Werner HANNI präsentiert die Ergebnisse seiner Dissertation zur »Geschichte der Arbeitskämpfe in Tirol und Vorarlberg von 1870 bis 1918«. (Diss. phil. Innsbruck 1983). Bisher weitgehend Unbekanntes zu Arbeitsniederlegungen zu Beginn des 20. Jahrhunderts wird hier erstmals einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Das statistische Material über Streikfrequenzen, Branchengliederung, Streikursachen, Erfolgsquoten, Frauenanteil und Herkunft der Streikführer ergänzt HANNI durch die Darstellung einiger exemplarischer Fälle (Streik der Schneider in IBK, 1872, Streik der Seidenspinnerinnen in Pergine 1885, u.a.). Warum in der italienischen Übersetzung diese Fallbeispiele unterschlagen wurden, bleibt rätselhaft.

HANNI und RASERA liefern sicherlich die originärsten Beiträge für dieses Buch. Der letzte Artikel, von Heinz G. OTHMERDING (oder Othmerding, auch Othherding), behandelt die Situation der Südtiroler Sozialdemokratie in den Jahren nach der Angliederung des Landes an Italien. Hervorgehoben werden soll an

dieser Stelle der Mitglieder- und Wählerverlust für die deutschsprachigen Organisationen der Arbeiterbewegung bedingt durch die Kriegsfolgen, die organisatorische Trennung von den Zentralen nördlich des Brenners und vor allem durch die Nichterteilung der italienischen Staatsbürgerschaft an deutschsprachige Arbeiter der Landwirtschaft und Industrie. Saisonarbeiter, Eisenbahner und Bauarbeiter, die nicht in Südtirol geboren waren. (vgl. S. 112 ff. Teil) Der Großteil der Artikels jedoch ist charakterisiert durch eine von den Herausgebern nicht gezähmte Polemik gegen den methodischen Ansatz des zweiten Beitrages (OBERKOPFLER).

Nun zum eigentlichen Ärgernis des Buches:

Die Publikation wurde mit einer editorischen Nachlässigkeit behandelt, wie man sie eigentlich nicht für möglich halten würde. Es beginnt damit, daß die jeweiligen Inhaltsverzeichnisse (italienisch / deutsch) nicht dem entsprechenden Teil zugeordnet sind. Die deutschsprachige Abteilung zeichnet sich durch das Fehlen des Fußnotenapparates im Anschluß an den Beitrag von Werner HANNI und die (wie erwähnt) nicht redigierte Polemik von OTHMERDING gegen OBERKOPFLER aus. Die wörtliche Übertragung des OTHMERDINGschen Referates vom 19.3.1983 in der Ausgabe von 1986 erscheint umso ungünstiger, als die inkriminierte Diktion Oberkofflers im publizierten Artikel nicht vorhanden ist. Ein Hinweis auf die erfolgten Auseinandersetzungen hätte vielleicht in erklärendem

Kontext in die Einleitung gepaßt, so erscheint sie jedoch als eine von den Herausgebern wohlgeleitete Diffamierung. Der italienische Teil (»Movimento Operaio e Socialismo in /?/ Tirol«) weist einige markante Ungereimtheiten auf. Einerseits wurde versucht, möglichst wörtlich zu übersetzen (die Urhebererschaft der Übersetzungen wurde überdies verschwiegen), andererseits unterschlug man nicht unbedeutende Sätze, Zitate, ja ganze Absätze. (Vgl. Artikel HANNI, KONRAD, OTHMERDING). Nach welchen Kriterien die Auswahl vollzogen wurde, konnte nicht eruiert werden. Grammatisch besonders unzulängliche Übersetzungen wurden von den Artikeln KONRADs und OTHMERDINGs angefertigt. Die Übersetzung des KONRAD-Artikels läßt die im Text angekündigten Fußnoten vermissen, ein italienischsprachiger Leser der Beiträge von HANNI und OTHMERDING wird sich wundern dürfen, warum man ihm von vorne herein keine weiterführenden Angaben zumuten wollte. Auffallend die vielen Satzfehler in beiden Abteilungen, besonders störend in Überschriften ... Es scheint, als ob niemand die sicherlich lästige Arbeit der Fahnenkorrektur übernehmen wollte.

Die Auswahlbibliographie erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, doch hätte man zumindest die Dissertation des Beitragsautors Werner HANNI anführen können. Er erscheint als das eigentliche Opfer der herausgeberischen Schlamereien.

Christa Kofler

86 & 68: die Welt ist verkehrt; Flower Power & Love and Peace sind vorbei — auch

W O O D S T O C K

war einmal. Trotzdem brauchen wir eine/n, der/die damals dabei war. Für den nächsten Skolast - denn dort soll es um Musik gehen & wir glauben halt immer noch, daß es ihn gibt - den Südtiroler Woodstock-Veteranen. Falls ihr eine/r seid, die damals dabei waren oder vielleicht eine/n kennt, so meldet euch so schnell wie möglich im SH-BÜRO, Waltherhaus, 4. Stock, Schlernstr. 1. Bozen. Tel. 974614.

An den
Landesausschuß
Amt für Fürsorge im
Schul- und Hochschulbereich
Crispistraße
I—39100 Bozen

An die
Südtiroler Hochschülerschaft
Haus der Kultur
Walther von der Vogelweide
Schlernstraße 1
I—39100 Bozen

Betrifft: Studienstipendien

Sehr geehrte Damen und Herren,

in meiner nun bereits mehrjährigen Studienzeit habe ich etwas höchst Interessantes beobachtet: Studenten unterscheiden sich nicht nur nach dem Einkommen, den Großvieheinheiten und den Fremdenzimmern, sie unterscheiden sich auch nach Alter, Geschlecht, Größe und Gewicht. Diese vier Kenngrößen werden jedoch, meines Wissens, bei der Stipendienvergabe nicht berücksichtigt, obwohl ein direkter Zusammenhang zu den Lebenshaltungskosten des Studenten besteht.

Während ein 1965 geborenes, weibliches Wesen, das mit 160 cm Körpergröße 53 kg auf die Waage bringt, täglich nur ca. 1500 kcal (6270 kJ) in Form von Lebensmitteln braucht, benötigt ein 1963 geborenes, männliches Wesen mit 80 kg Gewicht und 183 cm Körpergröße mindestens 2000 (8370 kJ). (Eine ideale Umgebungstemperatur und eine sitzende Tätigkeit wird bei obigen Daten vorausgesetzt.)

Aus dem unterschiedlichen Kalorienverbrauch resultiert eine unterschiedliche Belastung des Studentenbudgets, ohne daß der arme Student etwas dafür kann. Was halten Sie also von dem Vorschlag, in Zukunft auch den Kalorienverbrauch bei der Vergabe von Stipendien zu beachten?

Mit freundlichem Gruß
Niederbacher André

Hat der Staat nichts begriffen?

Den 20 congedo-Verbrennern vom 15. August in Lana attestiert Walter Pichler im letzten Skolast 2/86 einen »funktionalen« Ungehorsam. Um gegen Rüstungspolitik und Diskriminierung von Verweigerern zu protestieren hätten diese einige Rechtsnormen verletzt, ohne »den Gehorsam gegen die gesamte Rechtsordnung aufzukündigen« (wäre letzteres nicht etwas viel auf einen Schlag gewesen, hm?). »Akte zivilen Ungehorsams können dem Staat nur nützen«, schreibt er dann, »läßt er sich doch damit einige wichtige, da legitimierende Maschen an dünnen Mäntelchen Demokratie hinzufügen.« Über die staatliche Toleranz schlußfolgert Pichler jedoch etwas schnell, denn für die 20 congedo-Verbrenner gab's anschließend Anzeigen, gerichtliches Untersuchungsverfahren und höchstwahrscheinlich einen Strafprozeß. Hat nun der Staat, wie auch Pichler meint, nur nicht recht begriffen, welche Chance »zusätzlicher Legitimierung« sich ihm da bietet? Anstatt Friedensdemonstranten Blockaden zu gestatten, läßt er sie niederknüppeln; statt Verweigerern, die in verschiedener Form gegen Diskriminierung protestieren, gewähren zu lassen, schickt er sie ins Militärgefängnis; statt auf die paar Lire der Steuerverweigerer zu verzichten, klagt er die Steuerschuld mit Zinsen und Zinseszinsen wieder ein. Und im Februar in Lana wieder dasselbe. Der repressiven Toleranz, wozu auch Pichler dem Staat hier noch das Bewußtsein abzugehen scheint, scheinen enge Grenzen gesetzt zu sein. Der italienische Staat gewandt sich nämlich derzeit nicht nur als Demokratie — wobei ihm die Stärke dieses »Mäntelchens« durchaus für allerlei rigoroses Einschreiten völlig ausreicht — sondern auch als Rechtsstaat. Als solcher setzt er Rechtsnormen und behält sich das Recht vor, für deren Einhaltung zu sorgen. Daß er nicht bei allen Normen dasselbe konkrete Interesse daran an den Tag legt, ist offenkundig: er verfolgt beispielsweise Steuerhinterzieher bei weitem nicht so

unerbittlich wie Steuerverweigerer. Welche Absichten und welchen politischen Inhalt der Bürger an seine Akte des zivilen Ungehorsams knüpft und für wie lästig und gefährlich sie der Staat für seine wesentlichen Institutionen — wie z.B. das Militär — hält, ist doch einigermaßen bedeutsam. So dummsinnig, wie Pichler unterstellt, ist denn der Staat doch nicht: seine rechtsstaatlichen Mittel — ob nun Gummiknüppel oder Gerichtsverfahren — wissen staatliche Institutionen recht schlagkräftig zu nutzen, wenn der Protest grundlegende Interessen berührt. Seine Verfassung kommt ihm dabei selten in die Quere, da er ja bereits bei der Rechtssetzung deren Bestimmungen meist so zurechtgebogen und -interpretiert hat, um die Verfassungskonformität abzusichern. Der »Rechtsstaatlichkeit« tut dies keinen Abbruch, wenn in der Verfassung einige hehre Sätze über Arbeit, Freiheit, Frieden usw. verankert sind: man kann sich da auch x-mal auf den Art. 11 berufen, wenn dieselbe Verfassunggebende Versammlung in Art. 52 eben auch die »Heilige Pflicht der Verteidigung des Vaterlandes« eingeführt hat.

Daß wir dies und die daraus folgende Politik der Regierung zum Gegenstand unseres Protestes machen, ist denn so überflüssig und »funktional« nicht. Wenn auch nur einige Zeitgenossen in Folge unserer Aktion gemerkt haben, daß man nicht nur ein Jahr, sondern gleich ein ganzes Leben dem Kommando der Streitkräfte zu Friedenszeiten und Kriegzeiten untersteht, war das Lanaer Happening nicht umsonst. Und über den symbolischen Gehalt der congedo-Verbrennung hinaus, bedeutet dies auch die ganz konkrete Absichtserklärung, sich keinen Einsatzbefehl der Streitkräfte mehr zu stellen, also ein zweite vorweggenommene Kriegsdienstverweigerung. Daß diese Aktion dabei gewaltfrei war, wird uns Walter Pichler nicht ernsthaft vorwerfen.

Thomas Benedikter
Einer der congedo-Verbrenner



Das letzte Wort

I Plus oder minus?

Den Farb(ver)spritzern gehören die ersten Seiten; jetzt ist es an der Zeit, die Sau aus dem Stall zu lassen und siehe, sie läuft nicht weit, will nur mitteilen, daß die eingehende Lektüre des sich jetzt dem Ende zuneigenden Blattes, einen Wirtschaftsblock, Politik, Zeitgeschichte und Kultur umfaßt. (Man merke sich die Themen!)

Was will der Skolast? Ist er noch Sammelbecken aufmüßiger — vornehmer: oppositioneller — Kräfte, die ein Sprachrohr suchen? Hat er noch jenen Stellenwert, der ihm bis Ende der 70er Jahre zukam? Oder geht er — wie unsere gesamte Entwicklung — den Bach runter?

Nun, in Südtirol hat sich eine kleine, (scheinbare) Medienvielfalt eröffnet. Namen: Sturzflüge, FF, alternative, Distel. Ist da noch Platz für den Skolast, oder zieht er sich im Zeitalter der zunehmenden Spezialisierung auf studentische Grünflächen zurück? Es ist Platz und muß sein. Zwischen dem Oberflächenjournalismus eines Fernsehmagazins, der (notwendigen?) Beschränkung eines Parteiblattes, der Selbstkastration einer linken »nur-mehr« Kulturzeitschrift und dem peinlichen Ausgewogen-Sein-Wollen eines neokonservativen Klerikalenblattes wollen wir uns einmischen, wo wir es für richtig halten. Nicht Fragen stellen nur und mit dem Finger zeigen, auch Antworten geben und anderen auf die Zehen steigen: die Zehen dürfen ruhig blau werden, wenn wir Tritte austeilen, und auf die Frage nach dem Rückzug auf rein studentische Felder antworten wir mit Reportagen und Berichten über soziale, politische, geschichtliche und kulturpolitische Themen.

II Innereien

Der Aufbau einer neuen Redaktion ist so gut wie abgeschlossen. Zwei Nummern sind wir jetzt alt, und die Jungfräulichkeit, mit der manche in das Zeitungsmachen eingestiegen sind, hat sich in Selbstvertrauen verwandelt. Es gibt verschiedene Meinungen und Ansprüche. Alle unter einen Hut zu bringen, verlangt viel Zeit und gute Nerven. Journalismus ist ein Lernprozess, und manche sind, ich will es mit einem Schachspiel vergleichen, über das Einen-Zug-Voraus-Denken noch nicht hinausgekommen. Sie werden lernen.

III Anbiederung

Kein Blatt vor den Mund kostet Geld. Deshalb die Frage und Bitte, ob unsere Förderer und Spender nicht einen Blick auf ihr Konto werfen möchten und dem Blick die Tat einer Überweisung auf ein anderes Konto (das unsere) folgen lassen möchten? Wir freuen uns über jede Zuwendung, und für ein nachträgliches Christkind ist es nie zu spät.

Gabriel Grüner

PROMOTIONEN

AICHNER Jörg, Innsbruck
ALTON Norbert, Rasen Anholz

BACCA Robert, Wien
BATTISTI Hannelore, Käfern
BAUMGARTNER Peter, Brixen
BERNARDI Lidia, Kasteleuth
BERTOLDI Helmut, Gargazon
BLEIMESCHLAIN Monika Amalia, Kematen a.d. Krems
BIASION AUSSERHOFLER Karin, Auer
BRANTSCH Dieter, Algund
BUSATO Carlo, Bozen

CARMIGNOLA Giorgia, Bozen
CRISTANELLI Anton, Naturns
CHRISTANELL Arnold, Algund

DEBLASI Gianpaolo, Bozen
DE BLASI Primo, Bozen
DEMANEGA Remo, Salurn
DEPIAN Helmut Karl, Vintl
DORFMANN Albert, Brixen

EBENSBERGER Manfred, Brixen
EGGER Thomas, Sterzing
ENGL Christina Helga, Weitenau

FILL Robert, Bozen
FABIAN Gabriele, Pabneukirchen
FISCHNALLER Dieter, Bozen
FEICHTER Paul, Toblach
FIERER Johann, Sillfs
FRICK Martin, Sterzing
FRITSCH Carmen, Lustenau
FUCHSBERGER Rudolf, Sand in Taufers

GALLER Martin, Bozen
GALVAGNINI Stefano, Bozen
GANTHALER Hans, Burgstall
GATTERER Thomas, Bruneck
GANORDOLI Hermann, Prad am Stifiser Joch
GILLI Renate, Meran
GIUS Gertrud, Bozen
GLUDERER Livia, Bozen
GRANATA Livia, Bozen
GRASSL PIRCHER Rosa, Lana
GRAZIADEI Helga, Meran
GRÖBNER Andreas, Gossensaß
GOKL Walter, Sterzing
GÖTSCH Armin, Patschins

HARTUNG VON HARTUNGEN Christoph, Seis
HEISS Hans, Brixen
HINTER Walter, Welsberg
HOFER Alessandro »Wenzel«, Merano
HOLZER Marina Elisabeth, Bruneck
HOLZMANN Hanspaul, Götzens
HOLZNER Alois, Algund
HOLZNER Martin, Lana

KARNER Helga, Prad am Stifiser Joch
KERSCHBAMER Rudolf
KIEM Maria Luise, Bozen
KIEM Roland, Sterzing
KIESLER Christian, Ritten
KLAUNZNER Johannes, Toblach
KLIFBER Guido, Bozen
KLINGELE Uta Maria, Bruneck
KLOTZ Christine, Girlan
KLOTZ Reinhild, Girlan
KOLLMANN Othmar, Nals
KOFLER PICHLER Michaela, Naturns
KOMPATSCHER Margit, Völs am Schlern
KOTTERSTEGGER Helmut
KUPPELWIESER Dorothea, Prad am Stifiser Joch
KUPPELWIESER Franz, Pflaus
KURZ Kurt, Eys

LADURNER Andreas, Marling
LAIMER Rosa, Kuens
LAMPACHER Karlheinz

Magister der Pharmazie — Innsbruck
Magister der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften (BWL) — Innsbruck

Diplom-Ingenieur für Bauingenieurwesen — Wien
Doktor der Philosophie — Innsbruck
Doktor der gesamten Heilkunde — Innsbruck
Magister der Philosophie — Innsbruck (Sportwissenschaften) — Innsbruck
Doktor der gesamten Heilkunde — Innsbruck
Magister der Naturwissenschaften — Innsbruck
Doktor der Philosophie (Erziehungswissenschaften) — Innsbruck
Laurea in giurisprudenza — Bologna
Magister der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften — Wien

Diplom-Ingenieur für Forstwissenschaften — Wien
Dipl.-Ing. für Bauingenieurwesen — Innsbruck
Mag. der Naturwissenschaften (Biologie) — Innsbruck

Magister der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften — Innsbruck
Dipl.-Ing. für Bauingenieurwesen — Innsbruck
Laurea in economia e commercio — Verona
Mag. der Philosophie (Sportwissenschaften) — Innsbruck
Dipl.-Ing. für Architektur — Innsbruck

Dipl.-Ing. für Architektur — Innsbruck
Mag. der Rechtswissenschaften — Innsbruck
Mag. der Philosophie (Germanistik)

Doktor der Volkswirtschaft — Trient
Doktor der gesamten Heilkunde — Wien
Doktor der Betriebswissenschaften — Venedig
Mag. der Naturwissenschaften (Mathematik) — Innsbruck
Mag. der Naturwissenschaften (Mathematik) — Innsbruck
Dipl.-Ing. für Landwirtschaft — Wien
Mag. der Philosophie (Englisch - Deutsch) — Innsbruck
Mag. der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften (BWL) — Innsbruck

Dr. der Naturwissenschaften (Mathematik) — Innsbruck
Dipl.-Ing. für Maschinenbau — Wien
Magister der Philosophie — Innsbruck
Mag. der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften (BWL) — Innsbruck
Mag. der Philosophie (Leibeserziehung) — Innsbruck
Laurea in lingue e letterature straniere moderne — Padova
Magister der Philosophie (Kunstgeschichte) — Salzburg
Doktor der gesamten Heilkunde — Innsbruck
Doktor der gesamten Heilkunde — Innsbruck
Doktor der Philosophie (Erziehungswissenschaften) — Innsbruck
Magister der Philosophie (Deutsch/Geschichte I.A.) — Innsbruck
Laurea in scienze sociali — Roma
Doktor der gesamten Heilkunde — Innsbruck
Magister der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften — Innsbruck

Doktor der Philosophie (Geschichte) — Innsbruck
Doktor der Philosophie (Geschichte) — Innsbruck
Dipl.-Ing. für Forstwissenschaften — Wien
Magister der Naturwissenschaften (Biologie) — Innsbruck
Doktor der Philosophie — Innsbruck
Doktor der Philosophie — Innsbruck
Mag. der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften (BWL) — Innsbruck
Magister der Naturwissenschaften (Biologie) — Innsbruck

Doktor der Philosophie (Geschichte) — Innsbruck
Magister für Sozial- und Wirtschaftswissenschaften (Volkswirtschaft)
Magister der Naturwissenschaften — Innsbruck
Doktor der Philosophie (Psychologie) — Innsbruck
Doktor der gesamten Heilkunde — Wien
Magister der Naturwissenschaften (Mathematik) — Innsbruck
Mag. der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften (BWL) — Innsbruck
Mag. der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften (BWL) — Innsbruck
Doktor der gesamten Heilkunde — Innsbruck
Dr. der gesamten Heilkunde — Innsbruck
Doktor der Philosophie — Innsbruck
Mag. der Philosophie (Geschichte/Deutsch I.A.) — Innsbruck
Mag. der Philosophie (Französisch/Italienisch) — Innsbruck
Doktor der gesamten Heilkunde — Wien
Doktor der Philosophie — Innsbruck
Dipl.-Ing. für Elektrotechnik — Graz
Dipl.-Ing. für Architektur — Innsbruck

Dipl.-Ing. für Elektrotechnik — Graz
Mag. der Philosophie (Geschichte) — Innsbruck
Dipl.-Ing. für Architektur — Innsbruck

LANZHAUER Dorothea, Moos in Passaier	Doktor der Philosophie (Pädagogik) — Wien
LARCHER Burkhard, Vahrn	Mag. der Naturwissenschaften — Innsbruck
LAZZERJ Orhanar, Leifers	Mag. der Naturwissenschaften (Mathematik) — Innsbruck
LECTNER Josef, Weiserthal	Mag. der Naturwissenschaften (Mathematik) — Innsbruck
LECHNER Oswald, Terentio	Mag. der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften (Volkswirtschaft) — Innsbruck
HEIMGRUBER Martina, Bozen	Mag. der Philosophie — Innsbruck
LEIMLOGER Martina, Bozen	Mag. der Philosophie — Innsbruck
LONCHINI Maria Christina, Bozen	Doktor der Philosophie — Wien
MAHLKNECHT Roland, Siednegg	Dipl.-Ing. für Bauingenieurwesen — Innsbruck
MAIER Bruno, Meran	Bauingenieur — Innsbruck
MAIR Konrad, Lana	Dipl.-Ing. für Landwirtschaft — Wien
MAIR Michael, Bozen	Mag. der Philosophie (Sportwissenschaften) — Innsbruck
MAIR Wilhelm, Pflerschl	Dipl.-Ing. für Architektur — Innsbruck
MARCESIN Angelika, Lana	Dipl.-Ing. für Architektur — Innsbruck
MARINI Emilia, Bozen	Mag. der Rechtswissenschaften — Innsbruck
MARKET Markus, Vahrn	Doktor der gesamten Heilkunde — Innsbruck
MITTELBERGER Johann Franz, Vöran	Mag. der Naturwissenschaften (Mathematik) — Innsbruck
MIRIBONG Vito, St. Ulrich	Mag. der Naturwissenschaften (Mathematik) — Innsbruck
MULSER Paul, Kastelfruch	Doktor der Philosophie (Geschichte/Germanistik) — Innsbruck
NEULICHEDI Alois, Weischnofer	Dipl.-Ing. für Bauingenieurwesen — Innsbruck
NEUNER Barbara, Dorf Tirol	Mag. der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften (BWL) — Innsbruck
NIEDERSTÄTTER Walter, Vahrn	Doktor der gesamten Heilkunde — Innsbruck
OBERHOLLENZER Elisabeth, Percha	Doktor der Philosophie (Geschichte/Pädagogik) — Innsbruck
OBERLEHNER Franz, St. Johann	Doktor der Philosophie (Psychologie) — Salzburg
OBERMAIR Markus, Bozen	Mag. der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften (BWL) — Wien
OBERMAIR Martina, Bozen	Doktor der Philosophie (Psychologie) — Salzburg
OBERRAUCH Brunhilde, Bozen/Sigmundskron bzw. Sadrach/Innsbruck	Mag. der Philosophie (Geschichte/Deutsch) — Innsbruck
PERNOLD Wolfgang, Kurtatsch	Mag. der Naturwissenschaften (Physik) — Wien
PEITSCHER Armin, Truden	Mag. der Naturwissenschaften (Mathematik) — Innsbruck
PICHEL Luisa, Bozen	Mag. der Naturwissenschaften — Innsbruck
PIRCHER Werner, Schlanders	Dipl.-Ing. für Architektur — Innsbruck
PLANK Ingeborg, Weischnofen	Mag. der Philosophie (Psychologie) — Salzburg
POHL Oskar Hubert, Kastelbell/Tschars	Mag. der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften (Handelwissenschaft) — Wien
PUNT Eugen, Burgais	Magister der Naturwissenschaften (Mathematik) — Innsbruck
RAINER Irene, Ritten	Mag. der Naturwissenschaften (Biologie) — Innsbruck
SCHAFER Renate, Imboden	Mag. der Philosophie — Innsbruck
SCHATZER Johann, Vahrn	Doktor der gesamten Heilkunde — Innsbruck
SCHNARF Christian, Niedrolfang	Magister der Philosophie (Pädagogik/Psychologie) — Innsbruck
SCHÖNEGGER Martina, Welsberg	Magister der Philosophie — Innsbruck
SCHORN DANIEL, Eva Maria, Schlanders	Doktor der gesamten Heilkunde — Innsbruck
SCHWARZ Andreas, Ippan	Doktor der gesamten Heilkunde — Innsbruck
SILLER Martin, Algund	Doktor der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften (BWL) — Innsbruck
SIMMERLE Theresia, Alpeins	Mag. der Philosophie — Innsbruck
SPORNBERGER Paul, Bozen/Gries	Dipl.-Ing. Weinbau und Önologie — Geisenheim (BRD)
STADLER Peter, Bozen	Doktor der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften — Innsbruck
STÄNDL Bernadette, Brixen	Mag. der Naturwissenschaften (Biologie) — Innsbruck
STEGER Max, München	Dipl.-Ing. Elektrotechnik — Wien
STEINHAUSER Konrad Valentin, Pruttan	Doktor der gesamten Heilkunde — Innsbruck
STUFLESSLER Walter, St. Ulrich	Doktor der gesamten Heilkunde — Innsbruck
STURZ Karl, Aldein	Doktor der Philosophie (Philosophie) — Wien
TASSER Paolo, Fancherg/Welschnofen	Doktor der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften (BWL) — Innsbruck
THALER Elisabeth, Bruxen	Mag. Phil. (Pädagogik) — Innsbruck
TOMASI Walter, Leifers	Dipl.-Ing. (Architekt) — Innsbruck
TORCKLER Josef, Tschermys	Mag. Phil. der theolog. Fakultät — Innsbruck
DALLA TORRE Enzo, Scerzing	Doktor der gesamten Heilkunde — Innsbruck
TREYER Konstantin, Brunack/St. Georgen	Mag. der Naturwissenschaften (Mathematik) — Innsbruck
TSCHEMENT Stefan Josef, Prad/Gurns	Doktor der Philosophie — Innsbruck
VERDORFER Gertrud, Lana	Mag. Phil. (Deutsch-Gesch. Lehramt) — Innsbruck
VILHWEIDER BRIGL Renate, Bozen	Doktor der Naturwissenschaften (Mathematik) — Innsbruck
VIEHEDER Maria, Bozen	Mag. Phil. (Deutsch-Geschichte) — Innsbruck
VOLGER Werner, Reischbach	Doktor der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften (BWL) — Innsbruck
WAIBL Günther, Brunack	Doktor der Philosophie (Geschichte) — Wien
WALDER Andreas, Meran	Dipl. Tierarzt — Wien
WALDNER Christian t.	Magister der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften (BWL) — Innsbruck
WLEIH Walter	Doktor der Philosophie (Geschichte) — Innsbruck
WALZ Josef Norbert	Doktor der gesamten Heilkunde — Innsbruck
WARASIN Josef Karl, Terlan	Mag. der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften (BWL) — Innsbruck
WATSCHINGER Johannes, Sexten	Dipl.-Ing. Architektur — Innsbruck
WEGLER Elisabeth Maria, Sarnual/Muis	Mag. der Naturwissenschaften (Mathematik) — Innsbruck
WETSCHER Ursula, Fugen (A)	Doktor der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften (BWL) — Innsbruck
WENTNER Christian, Meran	Doktor der gesamten Heilkunde — Innsbruck
WUTTE VIGL Renate, Bozen	Dr. Phil. (Geschichte - Deutsch) — Innsbruck
ZELGER Michael, Tramin	Dipl.-Ing. Landwirtschaft — Wien
ZELGLER Roland, Auer	Dr. Phil. — Wien
ZWICK Horst, Brunack	Mag. der Sozial- und Naturwissenschaften (BWL) — Innsbruck

sturzflüge



DER
KUBIKINHALT
DER ALPEN

Cubatão, Sine, Bracharz, Boys don't cry

GESCHICHTE SÜDTIROLS

DAS 20. JAHRHUNDERT: MATERIALIEN
HINTERGRÜNDE/QUELLEN/DOKUMENTE



STAEFFLER

HARTUNGEN

**Dritte
Auflage**

1987

Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	September	Oktober	November	Dezember
1 Freitag	1 Sonntag	1 Sonntag	1 Mi	1 Gas Feiertag	1 Mo	1 Mi	1 Sa	1 Di	1 Do	1 Mittwoch	1 Di
2 Fr	2 Mo	2 Mo	2 Do	2 Sa	2 Di	2 Do	2 So	2 Mi	2 Fr	2 Mi	2 Mi
3 Sa	3 Di	3 Freitag	3 Fr	3 Sonntag	3 Mi	3 Fr	3 Mo	3 Do	3 Sa	3 Do	3 Do
4 Sonntag	4 Mi	4 Mi	4 Sa	4 Mo	4 Do	4 Sa	4 Di	4 Fr	4 Sonntag	4 Mi	4 Fr
5 Mo	5 Do	5 Do	5 So	5 Di	5 Fr	5 So	5 Mi	5 Sa	5 Mo	5 Do	5 Sa
6 Heiligabend	6 Fr	6 Fr	6 Mo	6 Mi	6 Sa	6 Mo	6 Do	6 Sonntag	6 Di	6 Fr	6 Sonntag
7 Mi	7 Sa	7 Sa	7 Di	7 Do	7 Freitag	7 Do	7 Fr	7 Mi	7 Mi	7 Sa	7 Mo
8 Do	8 Sonntag	8 Sonntag	8 Mi	8 Fr	8 Dienstag	8 Mi	8 Sa	8 Do	8 Do	8 Sonntag	8 Di
9 Fr	9 Mo	9 Mo	9 Do	9 Sa	9 Di	9 Do	9 Mi	9 Mi	9 Fr	9 Mo	9 Mi
10 Sa	10 Di	10 Di	10 Fr	10 Sonntag	10 Mi	10 Fr	10 Mo	10 Do	10 Sa	10 Do	10 Do
11 Sonntag	11 Mi	11 Mi	11 So	11 Mo	11 Do	11 Sa	11 Di	11 Fr	11 Donnerstag	11 Mi	11 Fr
12 Mo	12 Do	12 Do	12 Sonntag	12 Di	12 Fr	12 Sonntag	12 Mi	12 Sa	12 Mo	12 Do	12 Sa
13 Di	13 Fr	13 Fr	13 Mo	13 Mi	13 Sa	13 Mo	13 Do	13 So	13 Di	13 Fr	13 So
14 Mi	14 Sa	14 Sa	14 Di	14 Do	14 Sonntag	14 Di	14 Fr	14 Mo	14 Mi	14 Sa	14 Mo
15 Do	15 Sonntag	15 Sonntag	15 Mi	15 Fr	15 Mo	15 Mi	15 Do	15 Di	15 Do	15 Sonntag	15 Di
16 Fr	16 Mo	16 Mo	16 Do	16 Sa	16 Di	16 Do	16 Mi	16 So	16 Fr	16 Mo	16 Mi
17 Sa	17 Di	17 Di	17 Fr	17 Sonntag	17 Mi	17 Fr	17 Mo	17 Do	17 Sa	17 Do	17 Do
18 Sonntag	18 Mi	18 Mi	18 So	18 Mo	18 Freitag	18 Do	18 Di	18 Mi	18 Sonntag	18 Sa	18 Fr
19 Mo	19 Do	19 Do	19 Di	19 Mi	19 Fr	19 Sonntag	19 Mi	19 Do	19 Mo	19 Do	19 Sa
20 Di	20 Fr	20 Fr	20 Mo	20 Mi	20 Sa	20 Mo	20 Do	20 So	20 Di	20 Fr	20 Sonntag
21 Mi	21 Sa	21 Sa	21 Di	21 Do	21 Sonntag	21 Di	21 Fr	21 Mo	21 Mi	21 Sa	21 Mo
22 Do	22 Sonntag	22 Sonntag	22 Mi	22 Fr	22 Mo	22 Mi	22 Do	22 Di	22 Do	22 Sonntag	22 Di
23 Fr	23 Mo	23 Mo	23 Do	23 Sa	23 Di	23 Do	23 Mi	23 So	23 Fr	23 Mo	23 Mi
24 Sa	24 Di	24 Di	24 Fr	24 So	24 Mi	24 Fr	24 Do	24 Di	24 Sa	24 Do	24 Do
25 Sonntag	25 Mi	25 Mi	25 Sa	25 Mo	25 Do	25 Sa	25 Di	25 Fr	25 Sonntag	25 Mi	25 Mo
26 Mo	26 Do	26 Do	26 Di	26 Mi	26 Fr	26 Sonntag	26 Mi	26 Do	26 Mo	26 Do	26 Wehrhachtstag
27 Di	27 Fr	27 Fr	27 Mo	27 Mi	27 Sa	27 Mo	27 Do	27 Mi	27 Di	27 Fr	27 Sonntag
28 Mi	28 Sa	28 Sa	28 Di	28 Donnerstag	28 Sonntag	28 Di	28 Fr	28 Mo	28 Mi	28 Sa	28 Mo
29 Do		29 Sonntag	29 Mi	29 Fr	29 Mo	29 Mi	29 Do	29 Di	29 Do	29 Sonntag	29 Di
30 Fr		30 Mo	30 Do	30 Sa	30 Di	30 Do	30 Mi	30 So	30 Fr	30 Mo	30 Mi
31 Sa		31 Di	31 So	31 Sonntag		31 Fr	31 Mo	31 Do	31 Sa		31 Do

Eine Serviceleistung der Südt. Hochsch.